

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 5. April 1931.

Herrn Fabians Ostereier.

Von Peter Robinson.

Als der Regierungsrat Fabian am Ostermontag um 8 Uhr 5 Minuten aus seinem Schlafzimmer in das daneben liegende Esszimmer trat, mußte er mit Unwillen bemerken, daß seine Haushälterin, die Witwe Schröder, eben erst durch die Tür auf der anderen Seite verschwand. Das sollte nicht sein. Spätestens 8 Uhr 3 Minuten mußte die Haushälterin das Frühstück bereitgestellt und das Zimmer verlassen haben. Diese Einrichtung hatte Fabian schon vor Jahren getroffen, als er sich bewußt geworden war, daß jeder Morgen mit einem Gefühl der Anstrengung, ja des Grimmes von ihm ein frisches Hineinfinden in Welt und Leben erbeizte, und erst nach dem Frühstück und den ersten Zügen der Morgensigarre der Mensch wieder so weit sei, anderen Menschen gegenüber ohne Grobheit den Mund aufzu und einen Gruß austauschen zu können.

Aber als nun der Regierungsrat Fabian sich zu seinem Frühstück setzte, mußte er eine gewisse Unregelmäßigkeit feststellen: ein rosafarbenes Schüsselchen stand da, und darin lagen aus grüner Holzmasse, die jedenfalls Gras imitierten, ein knallig rot und ein matt blau gefärbtes Hühnerrei. Was sollte das? Nie hatte eine seiner früheren Haushälterinnen sich derartiges erlaubt, einen so aufdringlichen Einmarsch in das Gemütsleben, denn Ostereier haben ja nicht nur mit Zähnen, Gaumen, Magen usw. des Menschen zu tun, sondern auch mit dem Gemüt. Wirklich, die Witwe Schröder hatte das nicht unternehmen dürfen. Freilich war ihre Stellung eine etwas andere als die ihrer Vorgängerinnen. Sie war eine entfernte Verwandte des Regierungsrats, so eine halbe Auktion, und als sie vor dem Kriegsjahr zu ihm gezogen war, hatte Fabian das als den glücklichen Abschluß vieler häuslicher Verdrießlichkeiten angesehen. Frau Berta, wie er sie antrug, sorgte gut für ihn, und daß er der verwandtschaftlichen Beziehung wegen mit ihr das Mittag- und das Abendessen am gleichen Tisch einnahm, gab ihm ein gewisses familiäres Bedeuten.

Aber jetzt diese Ostereier! Die zudem noch eine unzulässige, wohl erwogenen Dialektgelehrten widersprechende Bereicherung seines ein für allemal aus zwei Tassen Kaffee und zwei Butterstücken bestehenden Frühstücks darstellten, also gar nicht von ihm genossen werden konnten. Sie durften nicht gebuddelt werden. Das war ein erster Schritt, gegen den eine Barriere aufgerichtet werden mußte. Denn was mochte Frau Berta sonst vielleicht zu Plinthen einfallen? Da würde sie am Ende mit ihm einen Pfingstspaziergang machen wollen, und er, Regierungsrat Fabian, würde dabei seinen Hut mit grünen Blättern zieren, ja vielleicht etwas Munteres singen sollen: „Hinaus in die Berne mit frischem Hörnerklang“ oder: „Das Wandern ist des Müllers Lust“.

Stark verdrossen laute und schluchzte der Regierungsrat sein Frühstück. Dann stellte er die Zigarre an. Ah, das schmeckte, das tat wohl. Und nun griff er über den Tisch und sah das Schüsselchen mit der Ostergabe zu sich heran. Eigentlich haben die Eier mit ihren lustigen Farben recht freundlich aus. Fabian entsann sich: als er ein kleiner Junge gewesen war, hatte seine Mutter zu Ostern immer eine große Schüssel voll bräunlicher Eier auf den Tisch gesetzt. Durch Kochen mit Zwiebelhäuten wurde diese Färbung erzielt. Ein so wunderhübsches Braun was das gewesen! Ja, und Eier aus Schokolade und Zucker hatte er auch bekommen und aus Feststeden zusammensuchen müssen. Einmal war ein ganz großes Ei aus Zucker dabei gewesen, mit einer Glasglocke, durch die man hineinsehen konnte: ein stolzes Schloß an einem kleinen Walde war darin gewesen, mit einem kleinen Teich davor, in dem sich das Schloß spiegelte, was kein Wunder war, denn der Teich war ein Stückchen Spiegelglas. Ja, das war ein herrliches Ostereier gewesen, und darum war es dann auch Jahre lang aufgehoben worden. Wie mochte es nur geendet haben? Aufgehoben hatte er es nicht, das wußte er noch genau. Wo nur all der bunte Kram im Leben hinkommt? So seltsam ist das.

Draußen klappte die Küchentür. Fabian wachte zusammen. Er griff nach den Eiern — da hatte er sie auch schon in die Hosentasche versenkt. Nein, er wollte der Frau Berta lieber gar nichts sagen; sie hatte es auf gemeint. Mochte sie jetzt nur denken, er hätte die Eier auch ganz artig gegessen. Sogar einen schönen Dank wollte er ihr abtun.

Das tat der Regierungsrat, als er dann für den Vormittagspaziergang seinen Mantel nahm, und die Witwe Schröder freute sich. „Daben sie denn wenigstens geschmeckt?“ fragte sie.

„O freilich!“ versicherte der Regierungsrat und lam sich autherisch und liebenswürdig dabei vor. Dann marschierte er auf die Korridorür zu, während die Witwe Schröder nach der anderen Seite ging, das Frühstücksgeschirr abzuräumen. Gerade legte Fabian die Hand auf die Klinke, als ein laher Ruf ihn erreichte. „Gnotogott, Herr Regierungsrat! Nein, aber so etwas!“

Fabian wandte sich um. Da kam die Witwe Schröder angeschossen. „Aber Herr Regierungsrat, daß Sie das auch machen! Gerade so wie der Major! Bei dem war es schon arztlich genug, aber er war ein alter Soldat, und er tat es auch bloß, um recht bärbeißig zu scheinen.“

„Was ist das mit dem Major?“ Der Regierungsrat hatte schon einiges von diesem alten Krieger gehört, dem die Witwe Schröder ein halbes Jahr den Hausbalken geföhrt hatte. „Was habe ich so gemacht wie der Major?“

„Die Schalen haben Sie mitgegessen, die Eierschalen! Von keinem anderen Menschen hab ich das bisher gesehen als von dem Major. Er sagte, das trabe den Magen tüchtig aus, und der Kall wäre gesund.“

Die Eierschalen? Donnerwetter, an die hatte der Regierungsrat nicht gedacht. Man kann wohl eine Semmel in die Tasche stecken und vortragen, man habe sie gegessen; auch eine Wurst, deren Pelle man schließlich mit verschlungen haben kann — aber Eier? Nein, von denen müssen doch die Schalen abria bleiben. Er, der Regierungsrat, war ein Ekel gewesen.

Und wie ein Efel ließ er sich, so niederzuckmeltet war er, von der Witwe Schröder in die Küche sieben. Frau Berta besah eine kleine Hausapotheke. Sie kam mit zwei Tropf- fläschchen und einem Weinglas an. „Da, Herr Regierungsrat! Der Major sagte zwar immer, die Magensäure löse die

Ostern!

Von Walter Bloem.

Frühling hatte Flur und Hain
festlich grün gebändert —
bin mit meinem Töchterlein
durch den Wald geschlendert.

Ruckuck flog und rief dabei —
und die Kleine lachte,
wie er seinen Wonneshrei
mit den Brüdern tauschte.

Und mein Herz, das lange litt,
tanzte Sonnentänze,
schrie ein fröhlich „Ruckuck“ mit
ins Gesicht dem Lenze.

Ruckuck, Frühling! ich bin da!
gib mir deinen Segen!
Osterlich Halleluja
jauchz' ich dir entgegen.

Will in dieser Werdelust
mich der Angst entlassen
und in all den Frühlingsblust
leben, lieben, schaffen!

Schalen gleich auf, aber Sie sind schwächlich, Sie werden nicht viel Magensäure haben. Wenn ein Stüdchen Schale übrig bleibt, dann kriegen Sie womöglich eine Blinddarmentzündung. Zwanzig Tropfen Salzsäure auf ein Weinglas Wasser und noch ein paar Tropfen Pepsin dazu, das ist das Rechte! Dann können Sie ganz ruhig sein.“ — — —

Die Welt der Frau.

Sollen unsere Töchter noch musikalische Ausbildung erhalten?

Von Johanna Schloffer.

Fast möchte man die Frage verneinen angesichts des Siegeszuges der reproduzierenden Technik, voran des Rundfunks, der seine Wellen sendet bis in das entlegenste Alpen- dorflein und jealigem Geschnitz des Genuß der Lüne beut. Dazu Grammophone, Schallplatten, Tonfilme und alle die anderen vorgefertigten Arten mechanischer Wiedergabe. Gleich einem Aschensbrödel steht neben solch vervollkomm- neter Tonfülle die persönliche Hausmusik vergangener Tage, wie sie ehemals in den meisten Familien eine Pflanzstätte hatte.

Gesunden Weitblick verrät allerdings eine derartige Auf- fassung nicht und allzu sehr ist sie beschwert von den Gedanken- gängen unseres Maschinenalters. Sie verleiht einen der ältesten Erfahrungssätze der Menschheit, der da lautet, daß bloßes Genießen auf die Dauer dem Lebens- und Betäti- gungsdrang, den die Natur nun einmal als Haupttrieb in den Menschen gelegt hat, nicht Genüge leisten kann. Das wußten schon die Weisen des Altertums. Nur das Selbst- erarbeitete und Selbstverarbeitete befriedigen und erfreuen nachhaltig. Die weibliche Pflanze, die im Frauenberufe ihre Erfüllung erfährt, bedarf eines gewissen geistigen und ver- edelnden Mitarbeitens besonders, will sie nicht in dem engen Rahmen der täglichen Sorgen und Kleinarbeit verflachen und welken. Man täusche sich auch nicht: Unsere Zeit, die dem trauten Familienleben so werts hold ist und die hin- austreibt an die schimmernden Vergnügungspaläste äußeren Genießens, wird heute oder morgen dem Drange nach innigerem Familienleben wieder den gebührenden Raum einräumen müssen. Mit dem erwachenden Familienfinne aber rückt die Frau und Mutter als Pflegerin und Hüterin des Gemüts von selbst wieder in den Mittelpunkt des ge- meinsamen Lebens. Mehr und mehr wächst damit ihre Ver- pflichtung, die geistige Atmosphäre des kleinen Kreises, der ihrer Betreuung bedarf, zu bebauen und zu verschönern — wieder größere Sitten und Bräuche mit weicher Hand zur Kultur zurückzuführen. Welchen Jugend auf solchem Nähr-

Wenn man überhaupt so eine Mischung zu sich nimmt, dann soll man sie durch ein Glasröhrchen einsieken. Ein solches aber hatte die Witwe Schröder nicht gehabt, und als der Regierungsrat endlich glücklich zum Hause hinaus war, spürte er ein recht unangenehmes Gefühl an den Zähnen. „Ich hätte das verfluchte Zeug gar nicht trinken sollen“, dachte er. „Ich hätte lieber die Eier herbeiholen und in die Küche schmeißen sollen. Aber das kommt davon. Warum mußte ich liebenswürdig sein wollen? Das soll man nie, denn man muß dann unwahr sein. Man muß immer wahr sein und also auch grob. Der erste falsche Schritt zieht gleich ganze Sprünge und Märche nach sich. Jetzt werde ich mir niemals Eier in der Schale von der Schröder geben lassen können. Denn, wenn sie jetzt welche auf den Tisch bringt und nachher die Schalen sieht, dann denkt sie: Ah, das habe ich zuhause gebracht. Früher hat er die Schalen immer mit- getroffen. Er ist doch ein Mann, der sich auf von mir lenken läßt. — Aber das darf sie sich nicht einbilden, und deshalb darf ich keine Eier in der Schale mehr haben, die ich doch so gern zum Abendbrot esse, besonders jetzt im Frühjahr. Sie haben einen so delikaten Geschmack, vorzüglich, wenn man statt des Salzes Sardellen nimmt.“

Der Regierungsrat Fabian ärgerte sich, daß er nun keine Eier in der Schale mehr haben sollte; er ätzte vor Wut. Aber er hatte noch gut Dreiviertel seiner Binarre, die Sonne schien so angenehm auf seinen Rücken, und es wanderte sich so gut, daß er allmählich wieder besänftigt wurde. Am Ende der Stadt traf er zwei kleine Mädchen, die mit einem ärmlichen Puppenwagen spielten. Denen schenkte er die beiden Ostereier; sie waren sehr erstaunt, daß sie gar nicht dankten. Aber das war dem Regierungsrat gerade recht, und nun marschierte er ganz vergnügt weiter, immer weiter ins Freie.

Eine Stunde war er so flott gewandert, da ging es auf einmal nicht mehr recht. Salzsäure und Pepsin regen den Magen an und erst recht, wenn man wandert. Ein ent- setzlicher Heißhunger befiel den Regierungsrat, schwach und elend wurde er. Eine kleine, wenig versprechende Wirtschaft war da, in der ihn eine ungläubere alte Frau empfing. „Geben Sie mir schnell was zu essen!“ sagte der Regie- rungsrat. „Ein Schinkenbrot!“ Etwas anderes Heil ihm ge- rade nicht ein, aber es war ihm ein unangenehmer Gedanke, daß die ungläubere Frau nun ein Stück Brot für ihn schnei- den, mit Butter bestreichen und dann womöglich mit den Händen Schinken darauf legen würde.

Aber nein, die Frau hatte gar keinen Schinken da. „Ich kann Ihnen bloß Eier geben. Wollen Sie welche?“

Ah, der Regierungsrat atmete auf. Daß er an diese Möglichkeit gar nicht gedacht hatte! Eier verlangt man doch immer, wenn eine Wirtschaft gar zu schmutzig scheint.

Auffallend schnell kam die ungläubere Frau wieder an. „Es sind aber bloß kalte, schon gekochte — — — weil's heute arad' so triffi!“

Und dabei setzte sie dem Gast einen Teller hin, und auf dem lagen zwei knallig bunte Eier: ein rotes und ein blaues!

Auf dem Heimwege stellte der Regierungsrat Fabian dann eine philosophische Betrachtung an über die Unmöglich- keit, dem Schicksale zu entkommen und durch Rückwege aus- zuweichen. Da ihn dies milde und verführerisch stimmte, war er nachher beim Mittagessen recht freundlich zu der Witwe Schröder und nötigte sie sogar zu einem Gläschen Wein.

boden gehobenen Familienfinns heranzureifen das Glück hatte, in dessen Erinnerung schwingt sicher die Erkenntnis nach, daß die schlichte musikalische Betätigung nicht unwesent- lich neues geistige Zusammenklängen gefördert hat, das die Grundlage reiner und gemüthlicher Lebensfreude bildet.

Es ist nicht so, wie Sceptiker glauben machen wollen, schlichte Kunstpflege und Hausfrauenpflicht lassen sich sehr wohl einen. Waren nicht sogar große Künstlerinnen gute Hausfrauen? Ich erinnere an Clara Schumann und lebhaft steht noch meine Sangesmeisterin Maria Wibelms vor meinen Blicken, die, als die Verhältnisse es so wollten, am Vormittage sich ihrem Hauswesen widmete, um abends wohl gepflegt im Konzertsaale aufzutreten. Man verstehe mich nicht falsch, fern sei es, Parallelen zu ziehen zwischen der Kunst der Großen und schlichter musikalischer Betätigung, wie ich sie als erstrebenswert ansehe. Aber es macht andererseits stuhig, wenn ein Mann auf hohem Posten vor Kurzem ein- mal äußerte, den Frauen der besseren Kreise fehle vielfach jenes veredelnde Etwas, das die Frauen früherer Jahre ausgezeichnet habe. Auch ich hinweisen auf das evangelische Landpfarrhaus und auf das Lehrhaus, die Heimstätten vollstümlicher Kunstpflege, aus deren aufsteigendem Boden reiche Saat entsproßte.

Und hat nicht mancher der allzuvielen Mitschwester, denen der Mutter- und Hausfrauenberuf vom Schicksale vor- wehrt ist, die Ausübung der Wühl den einsameren Lebens- weg vorzuziehen, als Freude- und Trostspenderin, indem sie Rittlerin wurde zu edlen Menschen und erhabenden Ge- danken?

Schließlich so ganz nebenbei: Täte nicht so manchem sportgeübten Mädchenkörper, mit dem kühl und modern blühenden Auge ein kleiner Schuß gemüthbringenden Balsams not.

Nichts wäre verkehrter, als einem Allermühsamkeitstis- mus das Wort zu reden. Daran denke ich nicht. Was meine Zeilen bewirken ist nur das: Licht in euren Familien vor- handene Reime nicht ganz verflümmern. Was ihr auf diesen Teil der Ausbildung eurer Kinder, vornehmlich der Töchter, verwendet, wird sich lohnen, wie jedes Samenkorn fruchtet, das gelegt wird zur Förderung schöner Geisteskräfte und ver- edelnden Menschentums.

Frauenkleider mit Tunika.

Die Hauptlinien der Mode für das Frühjahr und den Sommer sind nunmehr festgelegt, und wir haben erfahren, daß eigentlich alles erlaubt ist, was persönlichen Geschmack ausdrückt und zur jeweiligen Besitzerin paßt. Jugendliche Wirkung ist immer wieder oberstes Gebot, aber gerade sie fällt allen nicht mehr ganz jungen Frauen schwer, deren Gewicht sich nicht ohne weiteres reduzieren läßt. Ihnen kommt die Mode der Tunikaform zu Hilfe.

Im meisten wird man sie für das Kleid beanspruchen, das im allgemeinen im Frühjahr durch betonte Taillierung auffällt. Aber der knappende, oft schmale Gürtel ist nicht jedermanns Geschmack. Dagegen sind bekanntlich einfache Schnittformen für stärkere Damen am vorteilhaftesten. Prin-



Links: Frauenkleid aus schwarzem Marocain mit langer Oberteiltunika und hellem Kragen für starke Figuren. — Rechts: Tunikabluse aus Wolstoff mit moderner Zierrückerei.

kleider waren deshalb ideal, und man kann sie auch jetzt wieder als Grundschnitt verwenden. Am praktischsten ist es, den Oberteil des Kleides zu einer Tunika zu verlängern, die oben den Hüften anliegt und unten etwas glodig geschnitten ist, damit sie modische Weite erhält. Wichtig ist ferner die Aufteilung großer Flächen in Längsteile, die in Bleistechtechnik einmal zusammengeheftet werden. Ein schmaler Zwischenstreifen, der dem unteren, weiten Rod angeschnitten ist, wird jede Figur vorteilhaft strecken. Der Oberteil des Kleides wird wiederum ebenfalls in schmale Längsteile durch Abnäher oder zusammengehefte Streifen aufgeteilt. An träglichen Stoffen braucht man die Abnäher nicht aufbringen zu lassen, sondern man kann sie mit einer gestrichelten Seidenflege abschließen. Heller Kleidaussatz ist von stärkeren Figuren zu vermeiden, und breite, weiße Einfassungen sind besser ganz zu vermeiden.

Kleider für stärkere Damen, die im oberen Teil prinzipiell gearbeitet sind, können mit Doppelrod (einer in Hatten gelegten, schmal erscheinenden Tunika) versehen werden. Man legt diese Tunika weit unter den Hüften, bis oder bogig geschnitten, mit Widelohlsaum an oder verdeckt die Nähte mit einem farbigen Zierstreifen, der am Halsauschnitt und an den Ärmeln wiederkehrt. Als Begrenzung für Tuniken sind schmale Widelohlsstreifen oder mit der Maschine gereichte Bänder hübsch.

Wird ein Frauenkleid mit einem hellen Halskragen ausgeputzt, was besonders in dunkler Seide sehr gut aussieht, dann läßt sich die Kocktunika durch einen aufgesetzten, rundgeschalteten Bolant andeuten, der in gleicher Linie wie der Halskragen verläuft, und der nicht so aufträgt wie ein Doppelrod. Zum vieredigen Halsauschnitt, der wieder in Mode kommt, ist dagegen ein unter den Hüften aufgesetzter Bolant aus einem geeigneten geraden Streifen recht kleidsam.

Die gekränkte Leberwurst —

Überempfindlichkeit ist ein schreckliches Raster, das jedem, der damit behaftet ist, das Leben schwer macht. Vor allem aber macht dieser Mensch seiner Umgebung den schönsten Tag zum Trauerspiel.

Es gibt kein Fest, an dem der überempfindliche Mensch nicht irgend etwas abzusagen hat! Weihnachten kriegt er nicht genug geschenkt, Ostern ist das Wetter nicht schön genug und Pfingsten hat der Herr Nachbar oder die Frau Nachbarin ein bedeutend schöneres Kleid und einen viel bedeutenderen Hut als der vom Schicksal so sehr Geschädigte.

Der Volkswitz hat diesen leicht beleidigten und ewig gekränkten Leuten den trefflichen Namen „die gekränkte Leberwurst“ gegeben. Schon in der frühesten Kindheit beginnen die ersten Anzeichen der Überempfindlichkeit sich bemerkbar zu machen, das schmolle kleine Mädchen, der tiefbeleidigte, trockene Junge können sich den ganzen Trost der Kindheit damit vernichten, daß sie in jeder gerechten Strafe eine schwere Kränkung und erträgliche Lebenslast sehen. Wachsen diese jungen Menschen heran, so beginnt im Entwicklungsakt eine neue Leidenszeit für sie. Die Schule mit ihren Anforderungen, der Lehrer als höhere Gewalt über Lob und Tadel verfügend, die Kameraden mit ihrer Spottlust und den oft so harmlosen Neckereien, endlich die junge Liebe mit ihren Freuden und Leiden — bringen diesem jungen Selbstquäler die schrecklichsten Bedrücknisse. Das ganze Dasein wird ihm unverständlich, er fühlt sich von Feinden umgeben, er glaubt sich verraten und meint klandia, er sei vom Schicksal auserwählt, alle Leiden der Hölle zu kosten.

In der Jugendzeit selbst kann dieser junge Narr nicht die rechte Freude am Leben finden weil er sich auch jetzt wieder zurückgesetzt fühlt. Es ist unendlich schwer für ihn, an Liebe und Treue zu glauben und harmlos zu vertrauen. Stißt der Liebste der Freundin in den Mantel, so wird schon das zur Katastrophe, denn auch Eifersucht ist eine Sache, die die gekränkte Leberwurst rasch angreift, um sich das Leben zu verbittern.

Wenn das hübsche Mädchen mit einem Freund aus der Jugendzeit, so hat sie es am immer verächtlich mit dem

lungen Mann, der auch zur Junft der Überempfindlichen gehört, jeder Freund, jede Freundin, der Vater, die Mutter, die Geschwister müssen stets ewig und immer auf der Hut sein, sonst ist der liebe Angehörige auf den Schlips getreten.

Unausstehlich sind die gekränkten Leberwürste in der Ehe, es ist ein wenig beneidenswertes Schicksal, an sie getreten zu sein. Ewig und immer befürchtet der neben ihnen lebende Dulder etwas nicht recht zu machen, es gibt Tränen, Ohnmachten und Seulen und Zähneklappen, wenn es eine weibliche, Sämen und trockene Verbissenheit, je nachdem die gekränkte Leberwurst dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht angehört.

Und gerade weil diese Unglücksleute sich und anderen das Leben so unendlich schwer machen, soll die Erziehung schon im frühesten Kindesalter einleiten, um vor einem solchen Schicksal zu bewahren. Sobald die Kleinen anfangen, leichtbeleidigt und trotzig sich in sich selbst zurückzuziehen, muß die liebevolle Fürsorge der Eltern und Erzieher einleiten. Beräthen und auf alle Unarten eingehen, dem Kind immer recht geben, macht die Sache nur schlimmer. Vernünftig und ernst nehme man sich Zeit, seinen Vorliebling beiseite zu nehmen und spreche lieb und freundlich mit dem Kind. Man hat sich nicht fränken wollen, das Brüderchen hat dich doch lieb, du mußt dich nicht so wichtig nehmen! — das sind die Worte, die man ihnen immerfort wiederholen muß. Und immer wieder führe man das junge Menschenlein mit dem zusammen, von dem es sich beleidigt glaubt und gemeinsam beherrsche man dann das schreckliche Vorkommnis, das soviel Aufregung verursacht.

Besonders bei der heranwachsenden Jugend lasse man kein Mittel unversucht, um das Kind von seiner Selbstquälerei zu heilen, denn dann droht die Gefahr, daß das große Mißverstehen mit der ganzen Umwelt einsetzt. Tausend Hemmungen werden einem solchen Menschen, dann das Vorwärtsschreiten im Leben erschweren, denn die gekränkten Leberwürste sind niemals Lebenskünstler und Lebensüberwinder geworden.

Kleinigkeiten ...

Von Ritta.

Die Nuance ist alles.

Alles, meine Damen, ob Sie nun an den Toilettenisch, an die Wahl einer Farbe, eines Schnittes oder an die Chemie der Küche denken. „Das grüne Kleid von Paula hat mir so gut gefallen — in meinem sechsten ich scheue mich aus! Woher kommt das?“

„Ich soche genau nach den Rezepten von meiner Schwiegermutter — und doch schmeckt es meinem Mann nur bei ihr und nie bei mir. Unläh zu viel Verdruß und Kränkung. Wieso?“

„Ich wasche meine feinen Wollschäfer genau wie Frieda in Seifenschaum — bei ihr werden sie duffig und wollig — bei mir sind sie hart und verärgert.“

„Sie hat einen glänzenden Teint von ihren Sauerstoff-Badungen — ich frage! Bidel davon.“

Der Jugendfreund.

Das Märchen vom Osterhasen.

Lampes wohnten am Feldrain unter einem dichten Heckenbusch. Sie hatten da ein molliges Lager, die Dornen des Rosenbushes schützten sie vor Raubvögeln und vor dem Fuchs; das Gras darin war weich und lang, unmittelbar vor dem Ausgang war ein Aleelefeld — Alee war ihr Lieblingsfutter — nicht weit ein Rübenfeld, und junges Getreide gabs auch in der Nähe. Mama Lampe war eine nette verträgliche Hasenfrau, Vater Lampe hätte wirklich ein behagliches Leben führen können, aber er hatte es mit dem Grubeln.

So konnte er gar nicht darüber fertig werden, daß die Vögel so schöne runde Eier legen. Oft sah er ihnen dabei zu, dem Kuckuck, dem Zaunkönig im Dornbusch, denn da hatten sie ihre Nester, der Lerche und der Wachtel auf den Äckern; sogar die Eidechse am Feldrain konnte es, und er, der elegante schlängelnde Lampe, konnte es nicht.

Die Vögel sagten, es ginge ganz leicht, sie brauchten sich gar keine besondere Mühe dabei zu geben, auch die Eidechse meinte, nein, besonders anstrengten brauche sie sich nicht, und unter guter Lampe strengte sie an, es ihnen gleichzutun, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Mama Lampe ärgerte sich über ihren Mann und sagte öfters zu ihm: „Lampe, du bist kein Vogel, aber du hast einen. Wie kommst du bloß auf die verrückte Idee, Eier legen zu wollen. Und wozu willst du es eigentlich, Kinder kriegen wir doch auch so!“



Er übte sich im Gesang, aber sehr schön klang es nicht ...

„Laß mich in Ruhe!“ knurrte Lampe dann; um die Wahrheit zu sagen, er wußte es selber nicht, warum er mit Gewalt Eier legen wollte, aber ihm war nun mal so.

Er fand es ärgerlich, daß er nichts Genaues darüber erfahren konnte, wie man es macht. Die Dühner sagten, man müsse Diät halten. „Ich bin strenger Vegetarier“, sagte Lampe, „und esse ausschließlich Gemüse.“

Darauf läme es aber gar nicht an, sagten alle Vögel, einen Wurm oder einen Käfer dürfte man schon essen. Lampe quälte sich ein paar Wühlkäfer hinunter, aber es wurde ihm nur sehr schlecht danach und Eier legte er doch nicht.

Vielleicht liegt es daran, daß ich nicht singen kann wie die Vögel“, überlegte er sich. Er übte sich also im Gesang, aber sehr schön klang es nicht, und die andern Hasen lachten ihn nur aus.

So schlich er oft betrübt durch Feld und Wiesen, versuchte fliegen zu lernen wie die Vögel, und man sah ihn tagelang die tollsten Sprünge machen. Auch das gelang nicht, und wenn mans recht bedenkt, hat auch das Fliegen mit dem Eierlegen nichts zu tun.

Meine liebe Ungeschickte, Sie sind kein Stiefkind des Schicksals — Sie haben nur verabsäumt, genau auf die Nuance zu achten. Sie machen zwar die Mehlschmisse genau nach dem Maß Ihrer Schwiegermutter — aber für den Wohlgeschmack ist es entscheidend, welche Farbe sie hat: ein Gericht verlangt eine helle, ein anderes eine goldbraune, ein drittes eine dunklere Schmisse. Suppe z. B. verliert den Wohlgeschmack, wenn sie bestig brodeln, womöglich ohne Deckel. Ihre Schwiegermutter nimmt dieselben Zutaten — aber sie läßt sie langsam, vorsichtig kochen. Sie nehmen dieselbe Marke, dieselbe Quantität Kaffee — aber Sie haben nicht die Geduld, so langsam aufzugießen, so sprudelnd aufzusieden wie Ihre Schwiegermutter.

Ihre feinen Wollschäfer waschen Sie mit denselben Zutaten wie die Freundin, aber Sie achten nicht sorgfältig genug darauf, daß das Wasser weder fast noch zu warm sein darf und vor allem, daß das Seilwasser dieselbe Temperatur haben soll.

Esse nimmt sich Zeit zu ihren Vorlesungen, sie wäscht sich vorher die Hände sorglich, das Gesicht mit Borax-Wasser, sie wartet die genauen Zeiten ab und wiederholt mit strenger Regelmäßigkeit. — Sie aber können Ihre kostbare Zeit nicht so geschickt einteilen. Sie machen die Dinge unregelmäßig, ungenau und halten sich an die Unregelmäßigkeiten der Vorschrift. Hier muß die Änderung eintreten, denn hier liegt die Wurzel alles Übels: akkurat sein, präzise in der Nuance — ob Sie kochen, waschen, dichten, nähen, Kinder nagen oder Blumen — nur dann werden Sie eine glückliche Hand haben.

Immer höflich sein.

Wir haben in der Schule gelernt: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann war, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr. — Aber wir haben es seitdem so oft vergessen. Ich hatte unlängst für mich und meine Freundin zwei Billette im Kino, die nicht nebeneinander waren. Meine Freundin kaufte noch ein Programm, indessen hat ich das hübsche Fräulein, das zwischen uns saß, den Platz zu tauschen. „Seien Sie so gut — es ist doch egal“, sagte ich. „Mir nicht“, antwortete sie spitz und schneidend.

Meine Freundin hörte es gerade noch, als sie hinsat. — Dr. Sprang das hübsche Fräulein feuerrot auf — sich an, meine Freundin war die Frau ihres Chefs. Diese aber dankte sehr höflich, und das kleine Fräulein sah nun den ganzen Abend wie auf einem glühenden Roß zwischen uns. Weitere Konsequenzen hatte die Sache natürlich nicht.

Aber — man sei nicht nur aus Furcht, in eine solche Situation hineinzuschlittern höflich, wenn nichts anderes dabei herauskommt, es macht das Leben so viel angenehmer und erträglicher, es macht Ihr Gesicht so viel hübscher und weicher: Höflichkeit.

Und die Austerblume.

wobin ist sie nun wieder gerufen? Redlich nimmt sie aus den Ballkleidspieken wieder in die Höhe und sitzt nun — sie werden es kaum glauben anstelle der kleinen Krawatte oder Schleife am Kragen Ihrer neuen Einsteckbluse.

Es ging auf die Osterzeit zu; Lampe dachte daran, daß zu Ostern Wunder geschehen können, und so hoffte er auch für sich auf eins. Gründonnerstag war es, da strich er wieder einsam und erwartungsvoll einher, und plötzlich hörte er es flüstern: „Lampe, Lampe!“ Er schaute die Ohren — es war eine herrliche Blume, die ihn rief, eine, wie er sie noch nie gesehen hatte; sie stand einsam und wunderschön da, grün, blau, rot und gelb war ihre Blüte.

„Wer bist du denn?“ fragte Lampe, „dich habe ich ja noch nie gesehen?“

„Ich bin die Gründonnerstagsblume, der Frühlingsbote“, flüsterte die Pflanze, „und du bist ein Glückswils, daß du mich siehst; ich blühe nur am Gründonnerstag, und wenn du ein paar von meinen Blättern zu dir nimmst, geht dein Lieblingwunsch in Erfüllung.“

„Oh! Eierlegen!“ rief Lampe.

„Schön“, sagte die Gründonnerstagsblume, „aber du mußt andern damit eine Freude bereiten.“

„Gerne“, rief Lampe und dachte an die Kinder, denn die andern Hasen würden sich ja doch nicht daran freuen.



„Ich bin die Gründonnerstagsblume“, flüsterte die Pflanze ...

Er fraß also vorsichtig ein paar Blättchen unten von der Gründonnerstagsblume, um ihr nicht weh zu tun. „Komm nächstes Jahr wieder und verrate nichts“, sagte noch die schöne Pflanze, dann legte sie sich um und starb.

Lampe küßte sich etwas absonderlich, es ging Ungeahntes in ihm vor, und er verbrachte die ganze Zeit bis zum Ostermontag zu seinem Erstaunen damit, Nester an hübschen Stellen zu bauen, am Gartensaum, hinten am Busch und unter dem dicken Apfelbaum.

Wahrhaftig, am Ostermorgen begann er Eier zu legen, herrliche rote, blaue, gelbe, marmorierte — er lief von einem Nest zum andern und war rein nährlich vor Freude, und wenn er Kinder sah, machte er Männchen, schlug Purzelbäume, bis sie aufmerksam auf ihn wurden und nachsahen, was es denn da gab. Was glaubt ihr wohl, wie die Kinder sich freuten, als sie zum ersten Male Osterier fanden! Lampe bekam den ehrenvollen Namen „Osterhase“ und behielt ihn bis auf den heutigen Tag.

Nun hat ja der erste Lampe, der das Eierlegen zu Ostern lernte, nicht ewig gelebt, aber er gab das Geheimnis an seinen älteren Sohn weiter, und der wieder an seinen ältesten Sohn, und so blieb das Osterierlegen in der Familie Lampe, denn nur sie kennt die Gründonnerstagsblume und weiß, wo sie zu finden ist. Nun gibts jedes Jahr zu Ostern die schönen bunten Eier, damit die Kinder sich freuen, und damit die Menschen wissen, daß es wieder Frühling geworden ist.

Art Schmeitzer.



Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Jahreszeit, 2. Teil der Kirche, 3. Hundename, 4. Baum, 6. Metallstift, 7. Teil des Messers, 9. Fernsprecher (abgekürzt), 10. Englisch, Männername (c = d), 16. Rabbiner, 17. Autolenker, 18. Badeaufenthalt, 20. Zeichen des Winters, 21. Bibl. Schiff, 22. Gewürz, 23. Göttin der Morgenröte, 25. Kurzform für Ewald, 26. Poln. Hauptstadt, 28. Ökopr. Landschaft (Wismar), 32. Baumgötter, 33. Männername, 35. Gemütsstimmung, 36. Husten, 37. Abgang, 38. Schweizer Kanton, 40. Filmgesellschaft, 43. Anspielung.

Waagrecht: 1. Speisewürst, 5. Singvogel, 8. Edelmetall, 9. Unschlammachende Kappe, 11. Spielzeug, 12. Behördl. Dienstraum, 13. Deutsche Hauptstadt, 14. Schnapst, 15. Frühlings-Blumenblume, 18. Fruchtinneres, 19. Wasserpflanze, 23. Mineral, 24. Märchengestalt, 26. Heißspanne, 27. Schluß, 29. Nordische Götter, 30. Vachstrand, 31. Gewässer, 33. Fisch, 34. Butterblume, 39. Präposition, 41. Sammlung von Altertümern, 42. Klang, 44. wie 30 r., 45. Badmaße, 46. Schwerverbrechen, 47. Frauenname, 48. Philosoph (d = 1 Buchst.)

Verwandlungs-Aufgabe.

Solo, Bille, Atemnot, Lende, Reger, Eifel, Stern, Jüder, Linse, Feiert, Baden.

Vorstehende Wörter sind durch Umordnung ihrer Lettern in Wörter von folgender Bedeutung zu verwandeln: 1. Europäische Hauptstadt, 2. Wortspiel, 3. Gartenfrüchte, 4. Notzustand, 5. Naturercheinung, 6. Schloßwerkzeug, 7. Männername, 8. Teil des Baumes, 9. meeresunpöliches Land, 10. Fernbegierde, 11. Röhre, 12. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine schöne Zeit.

Silben-Rätsel.

a — a — a — an — ans — bahn —
ber — bleib — cho — da — de —
de — de — de — de — der — der —
ei — er — frei — gly — hi —
hi — i — kas — ko — la — lan —
le — le — li — mee — mund —
mus — na — nes — nid — nie —
nom — o — ob — or — phen — rai —
re — re — re — sall — sar — sei —
sen — see — sing — su — tat —
te — ten — ter — ü — wir.

Aus obigen Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Wunschk unserer Redaktion enthalten.

Die Wörter bedeuten: 1. Nordische Göttin, 2. weiblicher Vorname, 3. Stadt in Frankreich, 4. ägyptische Hieroglyph, 5. Verkehrsmittel, 6. Rosenkranz, 7. beifender Spott, 8. Staat der U. S. A., 9. Planet, 10. österreichischer Dichter, 11. europäisches Königreich, 12. Gemüse, 13. Rest, 14. Nebenfluß des Rheins, 15. Verehrtheit, 16. Fähigkeit, 17. Reithaus, 18. Helldinge, 19. biblische Gestalt, 20. Leumund.

Verwandlung.

Es ist ein graufüßiges Buntgeschloß,
Das Dir mein Rätsel nennt;
Der Ritter führt's mit seinem Troß,
Auch der Soldat es kennt.
Nächst Du aus „a“ ein „e“ nun schnell,
Und trennst ihm ab den Schwanz,
Dann wird's ein freundlicher Gefell,
Doch Duft und Sonnenglanz.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Rab, 2. Mine, 3. Boch, 4. Alm, 5. Sig, 6. Raab, 7. Arm, 8. Epe, 11. Enal, 13. Post, 14. Rife, 15. el, 17. Leo, 18. Lippe, 20. Der, 21. ten, 23. Minna, 24. Regen, 25. Bern, 26. mer, 28. Uri, 30. Dnyz, 32. See, 34. Alm. Waagrecht: 2. Mal, 5. Sidon, 8. Latein, 10. Caesar, 12. Stephan, 14. Reg, 16. Ball, 19. Eile, 20. Of, 22. Keil, 23. Meter, 26. wir, 27. neu, 29. Po, 31. Offen, 33. grün, 35. Erna, 36. Seil, 37. nie, 38. Augen, 39. Mar. — Rätsel-Rätsel: 1. Kuebezah, 2. Turnhalle, 3. Hinterrad, 4. Oberpfalz, 5. Kelpomene, Huenefeld. — Silben-Rätsel: 1. Diana, 2. Ulelei, 3. Range, 4. Geber, 5. Hildesheim, 6. Dose, 7. Evangelium, 8. Hölbe, 9. Riete, 10. Haje, 11. Eise, 12. Ragout, 13. Junaime. Durch dein Herz mußt du liegen! — Großes Heft! Hochzeit. — Sil-Rätsel: 1. Sil, Herz, Kato-Dube, Kreuz-As, 2. Sil-Dame, 3. 8, Herz-As, Kato-As, 4. Sil-As, 10, 7, Herz-10, Kato-10, 8, König, Dame, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1, Kreuz-Dube, Kreuz-10, 8, König, Dame, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1, Kreuz-Dame, 8. (Sil: Herz-9, Herz-7.) 1. Sil: Sil-Dube, Sil-As, Kreuz-Dube (— 15). 2. Sil: Kreuz-König, Kreuz-As, Sil-10 (— 25). 3. Sil: Kato-10, Sil-König, Kato-As (— 25). 4. Sil: Kreuz-10, Kreuz-9, Herz-10 (— 20). 5. Sil: Herz-8, Herz-As, Sil-7 (— 11). Wenn auch im weiteren Verlauf Vorhand sämtliche Stiche macht, so haben doch die Gegner bereits 96 Punkte.

Lüftigen Lkn.



Rippesjachen.

„Wein Gott, Max, wie kommst du nach Hause und was schlepst du alles mit?“
„Das habe ich — bipp — dir mitgebracht! Alles Rippesjachen!“
„Rippesjachen?“
„Ja, doch! Du darfst — bipp — mal dran nippen!“

Besser ist besser.

Sie haben Hand in Hand vor dem glimmenden Feuer des Kamins. „Gunter“ leuchtete sie, „würdest du für mich durch Feuer und Wasser gehen?“ „Wie?“ gab er zurück. „Ja, warum denn nicht.“ „Du mußt es mir ganz fest versprechen, Geliebter“, drängte sie. Er schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nein, dann ist es doch besser, wenn Du einen Feuerwehrmann heiratest.“

Berechtigte Befürchtung.

„Wie das aber regnet!“ sagte er zu seinem Nachbarn. „Ich ängstige mich um meine Frau. Sie ist ohne Schirm nach der Stadt gegangen.“ „Nun, was ist da dabei.“ Sie wird schon in einem Laden den Schauer abwarten.“ „Das ist es in grade, worin ich so Angst habe.“



Sie kennt ihn.

„Nein, Erwin, nicht den Weg, der ist zu einsam.“
„Aber, Kleines, ich bin doch bei dir!“
„Nun, gerade deswegen!“

Humor des Auslandes.

Das Wurfgeschloß.

Als der kleine Max auf dem Brote in seiner Wurst ein Pfefferkorn findet, meint er treubersig: „Nicht wahr, Wutti... damit hat man die Wurst geschossen?“ (Rebelspakter.)

Zuverlässig.

„Kennst du Werner Schulze?“ — „Natürlich, alter Studienfreund von mir!“ — „Kann man sich auf ihn verlassen?“ — „Unbedingt — wenn er etwas sagt, kannst du dich fest darauf verlassen, daß es nicht wahr ist!“ (Raritäten.)

Neubauwohnung.

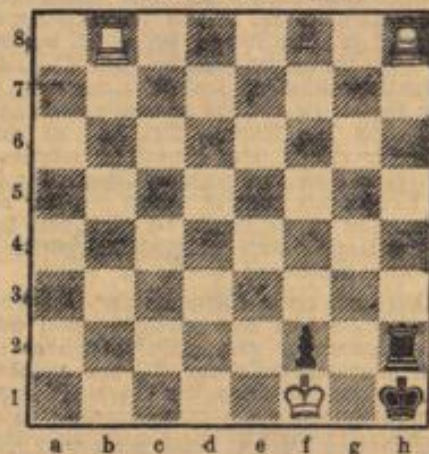
„Wissen Sie auch, mein Freund, daß die Hälfte der Menschheit nicht weiß, wie die andere Hälfte lebt?“ — „So? Na in unserem Hause ist das anders!“ (Answers.)

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Zwei April-Scherze

den Lesern der Probleme der Schachspalte vom Verfasser freundlichst gewidmet.

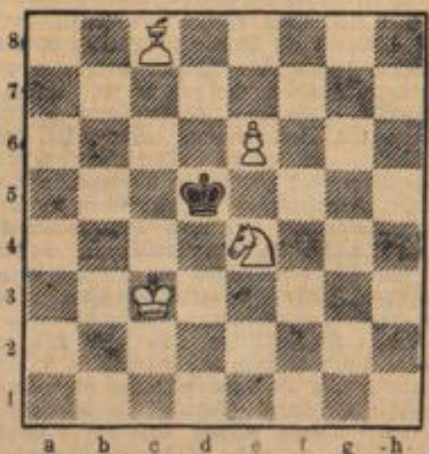
Nr. 37. Gustav Mohr.



Weiß: Kf1, Th8, h8. Schwarz: Kh1, Th2, Bg2.

Weiß nimmt seinen letzten Zug zurück und setzt statt dessen matt.

Nr. 38. Derselbe.



Weiß: Kc3, Lc8, Se4, Be6. Schwarz: Kd5.

Weiß nimmt seinen letzten Zug zurück und setzt statt dessen matt.

Kombinations- oder Positionsspiel? Zu dieser Frage nimmt der temperamentsvolle und gedankenreiche Meister Kurt Richter, bekannt als ein kühner Draufgänger, in den „Deutschen Schachblätter“ Stellung. Er sagt u. a. Das Positionsspiel entspricht dem materiellen Sinn unserer Zeit, die in nüchternen Sachlichkeit von der Romantik vergangener Zeiten wenig ahnen läßt. Der Kampf um schwache Punkte, um Zentralisierung, um Freibauern, um Material, um Terrain, um Systeme lassen den eigentlichen Zweck des Schachspiels, die Eroberung des Königs, immer mehr in den Hintergrund treten. Auf den König allein kommt es an — und alles übrige Material dient nur dem Kampf um den König. Das Kombinationsspiel hat sich als direktes Ziel die Eroberung des feindlichen Königs gesetzt und schreckt deshalb auch vor Aufopferung von Material nicht zurück, nimmt also ein Risiko auf sich. Das Positionsspiel will erst die Basis für einen Königsangriff vorbereiten. Mit äußerster Vorsicht wird zu Werk gegangen (Prophylaxe, Ueberdeckung usw.), um auch nur das geringste eigene Risiko zu vermeiden. Das Schach ist keine Wissenschaft, sondern in erster Linie ein Spiel und als solches ein Kampf. Es gilt also nicht, den objektiv besten Zug zu finden, sondern lediglich den Gegner zu besiegen. Wie ist allein Sache der Persönlichkeit. Wir erkennen im Schach kein System an, ja, wir gehen so weit, zu behaupten, daß es nicht möglich ist, Schach nach einem System zu erlernen. Wir reden einer gesunden Mischung von Kombinations- und Positionsspiel das Wort, warnen vor übermäßiglicher Vorsicht und Zurückhaltung und empfehlen mehr „Inkorrektheit“ (in tieferen Sinne). Die Systeme seien nur Hilfskrücken beim Studium; jeder sei bemüht, so bald wie möglich, auf eigenen Füßen zu gehen. Eigene Gedanken machen erst den wahren Meister? — So weit Kurt Richter. Im übrigen hat der Meister recht, wenn er die Ueber-schätzung des Positionsspiels, der Wissenschaft im Schach bekämpft, denn diese Richtung wird vielfach bis zur Angstlichkeit und bis zur Schablone übertrieben. Viele Spieler scheuen sich ihre eigenen Ideen anzuwenden; andere Spieler haben überhaupt keine Ideen, diese Spieler können vielleicht „korrekt“ spielen, aber Meister werden Sie niemals werden.

Partie Nr. 15. Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Hastings am 29. Dezember 1930. — Indisch.

Weiß: Sultan Khan; Schwarz: Michell.

1. d4—Sf6, 2. c4—c6, 3. Sc3—Lb4, 4. c3—0-0. Der durch 4. ... Lxc3 entstehende schwache Doppelbauer wird durch das starke weiße Zentrum aufgewogen. 5. Ld3—c5, 6. Se2—Sc6, 7. 0-0. Nun wäre es schlecht, Schwarz zum Tausch auf c3 zu zwingen. 7. ... d5. Dies ist ein Brönnungsfehler, der dem Weißen das überlegene Spiel in der Mitte überläßt. 8. a3!—Lxc3, 9. bxc3—b6, 10. cxd5—exd5, 11. Sg3—c4. Nach diesem Fehler wird das feindliche Zentrum übermächtig. 12. Lc2—Te8, 13. f3—b5, 14. e4—Db6. Damit ist der weitere Vorstoß nur augenblicklich verhindert. 15. Kh1—g6 schwächt den Königsflügel, aber Schwarz ist bereits um eine halbwerts spielbare Fortsetzung verlegen. 16. Lg5—Se7, 17. Dd2—Lh7. Bringt den Läufer nur auf schlechtere Felder, besser wäre 17. ... Sd7 nebst f6, 18. Df4!—Sd7, 19. e5—Tae8, 20. Dh4—Sc6, 21. f4—Sxd4. Ein Verzweiflungsoffer. 22. cxd4—Dxd4, 23. Sf8!—gxf6, 24. Lxf5—Sf8, 25. Lf6. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 29 1. Te4—Tae4, 2. Td5+. Nr. 30 1. Sg3—Sac3, 2. Lc1. — Angegeben von Felix Döck, Ingenieur Schmitt und Berke.

Das Reich der Technik.

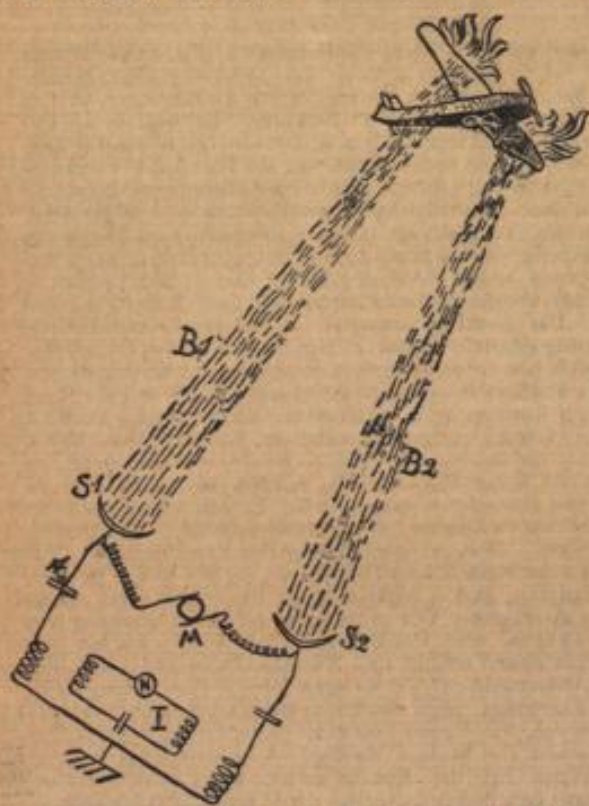
Was sind „Todesstrahlen“?

In den letzten Jahren sind häufig alarmierende Nachrichten durch die Welt gegangen, daß irgendwo sogenannte „Todesstrahlen“ erfunden worden seien. Diese „Todesstrahlen“ sollen auf radioelektrischem Wege in der Lage sein, auf größere Entfernungen Mission zu zerstören, Panzerplatten zu schmelzen, Flugzeuge aus der Luft herunterzuholen und vielfach sogar Menschen auf größere Entfernungen töten zu können. Wenn man davon abläßt, daß es sich bei solchen Beschreibungen und Meldungen meistens um Phantasiegebilde von Zukunftskritikern handelt, findet man doch bei sehr vielen Leuten die Ansicht verbreitet, daß an der Sache etwas Wahres sein könnte. Das ist eine gewisse Gefahr. Es erscheint wichtig, hier einmal zu erklären, ob solche „Todesstrahlen“ nach dem heutigen Stande der Technik überhaupt möglich sein könnten. Man hat sich bisher in allen Meldungen darauf beschränkt, die Wirkungen solcher „Todesstrahlen“ anzugeben, ohne jedoch wissenschaftlich oder technisch begründete Unterlagen hierfür zu liefern.

In Verbindung mit einem Schmelzen von Metallen auf größere Entfernungen hört man gewöhnlich zwei Schlagworte: „Atomzertrümmerung“ und „elektrische Wellen“. Mit der „Atomzertrümmerung“ stellt man sich das offenbar so vor, daß durch geeignete Strahlen, die allerdings dem gewöhnlichen Strahl noch völlig unbekannt sind, an einer Stelle eine „Atomzertrümmerung“ eingeleitet wird, die sich dann von selbst fortsetzt und unter Freiwerden ungeheurer Wärmemengen die völlige Zerstörung des ganzen Körpers zur Folge hätte. In Ermangelung der noch fehlenden „Atomzertrümmerungsstrahlen“ arbeitet man gelegentlich in den Romanen auch mit Flüssigkeiten oder dergleichen, so daß der technisch geschulte Leser klar erkennt, daß hier der wissenschaftliche Untergrund dieser Angaben recht dürrig ist.

Was nun die „elektrischen Wellen“ anbetrifft, so sollen diese offenbar im Metall als Wirbelströme oder dergleichen die zum Schmelzen erforderliche Wärme hervorbringen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß es hierzu erforderlich wäre, außerordentlich große Energien in Form elektrischer Wellen zu übertragen. Voraussetzung dafür wäre, daß die „elektrischen Wellen“ in Form eines schmalen Strahlenbündels übertragen werden, da andernfalls auch bei der größten Energieabstrahlung am Sender schon in verhältnismäßig kurzer Entfernung nur noch winzige Bruchteile infolge der kugelförmigen Auseinanderziehung vorhanden sein könnten. Nun ist es tatsächlich der Technik schon seit einiger Zeit gelungen, solche schmalen Strahlenbündel von elektrischen Wellen zu erzeugen, insbesondere bei Verwendung sehr kurzer Wellenlängen. Es fehlt auch keineswegs an vielen anderen Plänen der drahtlosen Kraftübertragung. So will man z. B. durch ultraviolette oder kurzwellige elektrische Strahlen schmale Luftbündel durch Ionisation elektrisch leitend machen und auf diese Weise gewissermaßen künstliche elektrische Leitungen schaffen, durch die ein Strom geschickt werden kann.

In unserer Skizze ist die Arbeitsweise eines solchen Projektes dargestellt. Bei dieser Anordnung sollen die hoch-



Schematische Darstellung der Wirkungsweise eines „Todesstrahlen“-Projekts.

frequenter, vom Sender I erzeugten ultrakurzen Wellen durch die Spiegel S 1 und S 2 in zwei röhrenförmigen Strahlenbündeln ausgestrahlt werden, die dadurch leitende Luftbündel B 1 und B 2 erzeugen. Mit den Spiegeln sollen die Pole einer sehr starken Hochspannungsmaschine verbunden sein. Kommt nun ein Flugzeug oder Kriegsschiff in den Bereich der beiden Bündel, so wird der Stromkreis geschlossen, der starke Strom fließt durch das Flugzeug oder Kriegsschiff und zerstört dieses.

Obgleich diese Angaben sehr einleuchtend klingen, hat man jedoch bisher von erfolgreichen Versuchen nichts gehört. Sowohl die Energieübertragung durch die leitenden Luftströme, als auch mittels kurzwelliger Strahlenbündel ist offenbar zu gering. Neuerdings wird nun behauptet, daß die bisher angenommene Form solcher Wellenbündel ungeeignet sei, und daß man vielmehr sogenannte Wirbelbündel erzeugen müsse. Auf diese Idee ist man offenbar durch die Windhoofen gekommen, die als Luftwirbelströme anzusehen sind, in denen sich ungeheure Energien bergen, die vorwärts wandern und auf ihrem Wege alles zerstören, ohne sichtbar von ihrem Energieinhalt etwas zu verlieren. So und ähnlich stellt man sich das Aussehen und die Wirkung starker „elektrischer Wellen-Wirbelbündel“ vor.

Es würde zu weit führen, wenn man hier alle Gerüchte und Vorschläge dieser Art erörtern wollte, denen einigermaßen möglichste technische Vorgehensweisen zugrunde liegen. Jedenfalls lassen die bisherigen Erörterungen erkennen, daß

Technische Fortschritte im Eisenbahnwesen.

Von Ernst Trebesius.

Drei Lokomotivtypen mit gleichem Kessel. — Lokomotiv- und Brückenmeßwagen. — Köttingfahrzeuge. — Leichte Güterzüge. — Gütertriebwagen. — Geschweißte Rahmen. — Rangierfunk.

Im Jahre 1922 nahm die Deutsche Reichsbahn die Typisierung ihrer Dampflokomotiven in Angriff. Diese Arbeiten bezwecken die Vereinfachung der bisherigen Vielfalt in den Abmessungen und Formen aller Lokomotiven und ihrer Einzelteile auf eine möglichst geringe Zahl. Diese Arbeiten sind jetzt im wesentlichen durchgeführt und haben auch der deutschen Industrie insofern schon gute Früchte getragen, als ihr das Ausland Lokomotiven in Auftrag gab mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß bei diesen Lokomotiven die Baugrundsätze der Deutschen Reichsbahn zur Anwendung gelangen. So haben die Südschwedischen Staatsbahnen allein 110 schwere Lokomotiven bei zwei deutschen Fabriken in Auftrag mit der Bedingung, daß für die drei verschiedenen Lokomotivtypen (es handelte sich um Schnellzug-, Personenzug- und Güterzuglokomotiven) nur Kessel mit ein und derselben Größe eingebaut werden sollten. In diesem Falle bringt natürlich die Typisierung der Lokomotivkessel sehr große Ersparnisse mit sich, da z. B. die Siederöhre der Kessel, von denen im Laufe der Jahre beträchtliche Mengen verbraucht werden, nur in einer ganz bestimmten Länge und in nicht zu großer Anzahl vorrätig zu sein brauchen.

Im Rahmen der Gesamtaufwendungen der Deutschen Reichsbahn spielten die Betriebskosten für die Beförderung der Züge mit mehr als 1,5 Milliarden Mark im Jahr eine erhebliche Rolle. Rund 370 Millionen dieser Betriebskosten werden allein für die auf den Lokomotiven verbrauchten Kohlen ausgegeben. Jede Verbesserung der Kohlenausnutzung vermag also die Kohlenrechnung der Reichsbahn bedeutend zu verringern. Vorbedingung für bessere Brennstoffausbeute ist allerdings die genaue Kenntnis der Eigenschaften der Lokomotiven. Aus diesen Erwägungen heraus entstanden die Lokomotivmeßwagen, die das Verhalten der Lokomotiven während der Fahrt bei den verschiedensten Geschwindigkeiten und Belastungen zu prüfen gestatten. Der Meßwagen wird an die zu prüfende Lokomotive angekuppelt und statt eines Eisenbahnzuges wird lediglich eine Bremslokomotive angehängt, die bei rückwärts geleiteter Steuerung als Kompressor arbeitet. Im Innern des auf zwei dreiaxigen Drehgestellen laufenden Meßwagens sind eine Anzahl Instrumente angeordnet, die alle erwähnten Angaben über die Zugkraft der Lokomotive, Geschwindigkeit, Zeit, die Menge des verbrauchten Speisewassers, Füllung der Zylinder, Kessel- und Schieberlastendruck, Auspuffdruck, Unterdruck in der Rauchkammer, Feuerbüchse usw. selbsttätig aufzeichnen oder abzulesen gestatten. An 23 verschiedenen Stellen kann die Temperatur gemessen werden. Die Zusammenfassung der Rauchgase wird dauernd untersucht. Der Kohlenverbrauch wird durch Wägung ermittelt.

Meisterwerke der Meßtechnik sind auch die beiden Brückenmeßwagen der Deutschen Reichsbahn, die in erster Linie zur Durchführung statischer und dynamischer Untersuchungen an Brücken bestimmt sind, aber auch zur Prüfung anderer Bauwerke verwendet werden können. Der eine Meßwagen wurde durch Umbau aus einem alten, vierachsigen Speisewagen geschaffen. In ihm wurde eine kleine Werkstatt, ein Schwingungsmesser, eine Dunkelkammer mit Lichtkammer und alle sonstigen Instrumente untergebracht. Elektrische Meßgeräte dienen zum Anzeigen von Spannungs-, Schwingungs-, Beschleunigungs- und Durchbiegungsschwankungen, indem sie diese Schwankungen in elektrische Stromschwankungen umsetzen. Diese elektrischen Impulse werden mittels Kabels dem nicht auf der Brücke stehenden Meßwagen zugeleitet, wo ein Oszillograph die Schwankungen mittels eines beleuchteten Spiegels auf einen abrollenden Film überträgt. Der Meßwagen führt außerdem eine Erschütterungsmaschine mit, die aus zwei gegenläufig elektrisch angetriebenen, exzentrisch gelagerten Schwunghälsen besteht. Mit ihrer Hilfe können in den Bauwerken Schwingungen der gewünschten Art hervorgerufen werden, die man dann messen kann. Ferner sind in dem

Meßwagen die erforderlichen statischen und dynamischen Meßgeräte, die elektrischen Kontrollinstrumente, sowie die Thermometer und Windmesser vorhanden. Hat doch auch die Sonnenbestrahlung und der Wind nicht unerheblichen Einfluß auf die Brücken.

Ein zweiter Brückenmeßwagen ist als Köttingwagen ausgerüstet worden. Er dient zur Prüfung von Brücken und anderen Bauwerken, zum Kötting von Lokomotivteilen, Maschinenteilen usw. Die Prüfeinrichtungen selbst können aus dem Köttingfahrzeug herausgenommen und in Einzelteile zerlegt werden, damit Prüfungen auch an solchen Orten vorgenommen werden können, wo das Fahrzeug nicht gelangen kann. Die Anlage befindet sich in einem Durchgangswagen für Schnellzüge. Da sie als Überlandanlage dienen soll, so wurde sie mit einer eigenen Kraftanlage zur Erzeugung des Betriebsstromes für den Köttingapparat ausgerüstet. In Verbindung mit dem zuerst beschriebenen Meßwagen und einem Gerüstwagen kann die Überlandanlage zur Köttingprüfung von Brücken und sonstigen Stahlbauten verwendet werden. Eine zweite Köttinganlage wurde in einen dreiaxigen Güterwagen eingebaut; sie ist in erster Linie für Untersuchungen in Werkstätten bestimmt.

Die sehr spürbare Konkurrenz der Lastkraftwagen zwang auch die Eisenbahn zur Einführung rationeller Methoden bei der Güterbeförderung. Der Transport von Schüttgütern, also in erster Linie Kohle, Erz, Kalk, Schotter usw. wurde durch Schaffung immer größerer Güterwagen mit Selbstentladung sehr wirtschaftlich gestaltet, da bei den Großgüterwagen das Verhältnis von Nutzlast zu Totlast (3:1) viel günstiger ist als bei gewöhnlichen Güterwagen (2:1). Außerdem ermöglicht die Selbstentladung das Entleeren der Züge in wenigen Minuten, wodurch die Umlaufzeit der Wagen wesentlich verkürzt wird und eine bessere Ausnutzung des Wagenparks eintritt. Durch Einführung der durchgehenden Güterzugbremse konnte außerdem die Geschwindigkeit der Züge wesentlich beschleunigt werden. Gegenwärtig verkehren etwa 750 Großgüterwagen auf 27 Strecken.

Eine Neuerung im Eisenbahnverkehr ist der „Leichte Güterzug“, der nur aus zwei durch Kettensystem verbundenen Wagen besteht, in denen die Güter während der Fahrt sortiert und stationsweise in Ladefächer geladelt werden. Diese brauchen auf den betreffenden Stationen nur auszufahren und die dort aufgegebenen Güter in denselben Behältern in die Wagen geladen werden, worauf der „Leichte Güterzug“ die Fahrt alsbald fortsetzen kann. Dieses System bringt natürlich eine wesentliche Beschleunigung der Reise- und Geschwindigkeit mit sich. Beschleunigung des Nachgüterverkehrs bezwecken auch die Gütertriebwagen (mit 150 PS-Dieselmotoren und 15 Tonnen Leertgewicht), wovon in Köln und Münster 3 Stück versuchsweise erprobt werden. Auf 9 Bahnhöfen sind 40 Motorlokomotiven im Rangierdienst tätig.

Die Schweißtechnik, die in den letzten Jahren mit großem Gelingen im Brückenbau, Schiffbau, Maschinenbau zunehmend angewendet wird, hat sich neuerdings auch den Lokomotivbau erobert. Es werden bereits Drehgestelle und Rahmen aus Blechen aufgeschweißt. Da die Bleche mit dem Schneidbrenner ausgefräsen werden können, so bringt die Anwendung des Schweißverfahrens neben einer Gewichtserparnis auch eine Verminderung der Herstellungskosten.

Eine bedeutsame eisenbahntechnische Neuerung stellt auch der Rangierfunk dar, der die Rangierfahrzeuge dem Führer der Rangierlokomotive mittels eines auf der Maschine aufgestellten Lautsprechers übermitteln. Auf großen Rangierbahnhöfen, wo meist mehrere Rangierlokomotiven gleichzeitig tätig sind, und somit eine Verwechslung der bisher gebräuchlichen Signale leicht eintreten kann, wird die Betriebssicherheit durch den Rangierfunk wesentlich erhöht.

— vorsichtig ausgedrückt — die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, daß eines Tages die drahtlose Fernkraftübertragung und, daraus resultierend, eine Kriegswaffe, die den „Todesstrahlen“ entsprechen würde, Wirklichkeit werden. In unserem Zeitalter, in dem man mit elektrischen Wellen zwischen Erdteilen telephoniert, in dem man mit Radiowellen Gold, Wasser und Erdölvorkommen findet, im Zeitalter des Fernsehs erscheint auch eine drahtlose Fernkraftübertragung keine Unmöglichkeit. Unmöglich aber kann sie das Ergebnis einer Zufallsfindung eines Laien sein, sondern nur im Laboratorium größerer Ingenieure aus kleinen Anfängen geboren werden. Dann würde auch die Behauptung begründet sein, daß künftige Kriege nicht von Feldherren und Armeen, sondern von Ingenieuren entschieden werden.

Metallholz — ein neuer Werkstoff.

Die guten Eigenschaften von Metallen mit denen des Holzes zu verbinden, war von jeher das Bestreben der Techniker, und gerade die letzteren, je mehr Struktur mancher Metalle galt lange Zeit, ehe noch die wissenschaftlichen Prüfverfahren entwickelt worden waren, als Kennzeichen besonderer Güte. Über diesen Standpunkt sind wir heute hinaus, wir fragen nach der Verfestigung, Kerbhaftigkeit und anderen Eigenschaften, die sich in Zahlen ausdrücken lassen, aber nicht nach je mehr oder je weniger Aussehen. Trotzdem aber blieb dieses Streben erhalten, und es ist neuerdings gelungen, eine ganz eigenartige Verbindung von Metall und Holz zuwege zu bringen, die in gewissem Grade die guten Eigenschaften beider Werkstoffe vereinigt. Bei diesem Verfahren findet eine vollständige Durchdringung des Holzes mit dem Metall statt. Alle inneren Hohlräume werden mit Metallpartikeln ausgefüllt, nicht nur die Interzellular- und Röhrensysteme, sondern auch die Hohlräume der Holzfasern selbst, da die halbdurchlässigen Wände, die die mikroskopisch kleinen Poren der Zellen verkleben, beim Metallisierungsprozeß zerstört werden. Dagegen bleiben die Markstrahlen und die Wände der Zellen erhalten und frei von Metall; man kann aber auch durch

bestimmte Abänderungen des Verfahrens den Metallisierungsprozeß auf bestimmte Teile des Holzes, z. B. seine Oberfläche, beschränken, so daß ein so metallisiertes Stück etwa innen aus vollständig unverändertem Holz besteht, während in den äußeren Schichten der ganze Porenraum mit Metall gefüllt ist. Ein solcher metallisierter Holz steht sehr eigenartig aus. Es erweckt den Eindruck einer vollständig metallischen Oberfläche, zu der die unveränderte Maserung des Holzes in einem merkwürdigen Gegenfakt steht. Entflammbar ist das metallisierte Holz natürlich so gut wie gar nicht mehr, und auch die Quellbarkeit ist bis auf wenige Prozente aufgehoben. Aber in seinen Bearbeitungseigenschaften ist es nach wie vor Holz, es läßt sich anstandslos hobeln, sägen, bohren, nageln, fügen, sogar leimen, wie unverändertes Holz. Unter diesen Umständen dürfte der, man kann wohl sagen, neue Werkstoff im Wohnungsbau wie in der Möbelfabrikation bald besondere Bedeutung erlangen.

Besonders nabeliegend wäre es, das Metallholz da zu verwenden, wo man bisher mit Rücksicht auf ästhetische Eigenschaften Holz verwenden mußte, während Metall erwünscht gewesen wäre mit Rücksicht auf Festigkeit. Das ist z. B. im Klavierbau der Fall, aber ähnlich bei der Herstellung von Sprechmaschinen und Lautsprechern. Es gibt ja auch Metalle, die sich durch besondere ästhetische Eigenschaften auszeichnen, wie etwa Zinn oder Blei, die dabei also vornehmlich in Frage kämen. Durchleitetes Holz hat auch große Bedeutung für Röntgenfilme, mit einer 20 Millimeter starken, verbleiten Holzplatte kann man eine 4 Millimeter starke Bleiplatte ersetzen. An der Oberfläche metallisiertes Holz wiederum kann sehr vorteilhaft sein für den Bau von Rundfunkempfängern, bei denen eine gewisse Abschirmung ja immer erwünscht ist, die bisher meist durch Bleistücken erzeugt wurde. Endlich kann das metallisierte Holz da nützlich werden, wo man bisher ausfindige, durch besondere Härte auszeichnende Holzarten, wie Buchholz oder Eisenholz gebrauchte, wodurch Einfuhr gesperrt werden könnte. Holz werden als Gleitlager an mechanischen Apparaten, bei Walzenstrichen und gelegentlich auch bei Dampfmaschinen verwendet. Es wäre wohl der Mühe wert, das zu untersuchen, denn der wirtschaftliche Vorteil liegt auf der Hand und zugleich könnte der notleidenden deutschen Forstwirtschaft ein neues Arbeitsgebiet eröffnet werden.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 85.

Sonntag, 5. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wieder nickte sie statt einer Antwort. Das war so ziemlich das Einzige, was sie beide, Vater und Tochter, gemeinsam hatten: das Ordnen der tausend Dinge in den Schränken und Schubladen, den Kästen und Bittinnen, das Ausschreiben der kleinen Karten, das Ordnen und Wiederordnen. „Eine ehrenvolle Aufgabe“ — o ja, aber für Menschen mit dünnerem Blut als sie. Was wußte ihr Vater im Grunde von ihr? War sie ihm mehr als seine Sammlungen?

Mitunter ertappte sie sich bei dem Bedürfnis, hineinzuschreien mitten in diese ewigen kühlen, gedämpften, ach, so klugen Erörterungen über fremde Kunst und verschollenes Wissen. Irgend ein derbes lustiges Wort aus der Vorstadt in die Debatte werfen! Irgend einen bösen Gassenhauer aus der nächsten Charlestonbude zu pfeifen! Es mußte befreiend sein.

Aber wenn sie dann des Vaters bescheidene Stimme hörte und sein versonnenes, einsames Lächeln sah, das seine Schätze umwarb, dann schämte sie sich, daß sie sich hätte ohrfeigen können. —

„Professor Dilger kommt wahrscheinlich auch. Er hat die neuesten Berichte der Yukatan-Expedition von Mr. Wallace selber, du weißt, der uns vor zwei Jahren besuchte, du warst gerade aus den Dolomiten gekommen. Die Mayakultur beginnt also doch, ihre Geheimnisse zu entrollen.“

„Wie herrlich, Vater!“

Seine lange, schmale, ein wenig schlaffe Hand glitt leicht über ihre Schulter. „Die Kunst ist nämlich, zu sammeln, ohne ein Museum aus seiner Wohnung zu machen. Man muß die Dinge bewundern können, ohne unwillkürlich nach Etiketts zu suchen oder nach dem Plakat, das das Berühren der Scheiben verbietet.“

Sie stimmte in sein mattes Lachen ein, weil sie fühlte, daß er es erwartete. Es würde also wieder ein verlorener Abend werden, ein Abend, angefüllt mit überlegten, lauwarmen Worten, mit Scherzen, die ein vorsichtig tastendes, um Entschuldigung bittendes Lächeln und eine graziose Handbewegung schon eine Viertelstunde vorher ankündigte. Ein Abend mit Männern, die im Grunde so leblos waren wie die toten Künstler und Kulturen, von denen sie sprachen.

Ehe Reinhold ging, sagte er plötzlich: „Ist dir das Leben hier nicht ein wenig eintönig, Tutta?“

Sie erschrak, als hätte er eben ihre Gedanken ausgesprochen, und verneinte eifrig.

„Vielleicht möchtest du reisen?“, fuhr er zögernd fort.

Sie wehrte ab, hastig, fast erschreckt. „Ich fühle mich hier so wohl wie nirgends. Ich habe es doch oft erprobt. Die Luft hier ist für mich die gesündeste.“

Er schien sie gar nicht gehört zu haben. Seine Stimme klang müde, als er hinzufügte: „Ich habe manchmal das Gefühl, als hätte ich nicht das Talent zum Vater einer so großen Tochter.“

Das scheue, fast hilflose Lächeln entwarfnete sie vollends. Sie sagte so burschikos wie möglich: „Ich bin ganz zufrieden mit dir, Vater.“ Aber das Meinen war ihr näher als das Lachen.

Er räusperte sich, unmutig, wie es ihr schien. „So, so. Das ist wohl eine ganz gute Zensur. Die Väter

müssen heutzutage wohl froh sein, wenn sie so etwas hören. . . . Also reisen willst du nicht? Du könntest eventuell deine Freundin Felicitas mitnehmen. Frau Keller meint übrigens auch, daß dir eine Luftveränderung gut täte.“

„Die Keller ist eine Krankheitsfanatikerin“, fiel Tutta ein. Sie hatte die Hausdame, die immer mit leidenschaftlichem Gesicht herumstrich, nie leiden können.

„Nun, man kann ja mal mit Dr. Dombrowsky sprechen.“

„Tue das, Vater. Er wird dir dasselbe sagen wie ich.“

Sie atmete auf, als sie draußen Büllingshovens fröhliche Stimme hörte. Wenn er dablief, würde alles menschlicher werden. Sie amüsierte sich schon jetzt über seine forcierte Aufmerksamkeit und seine hochgezogenen Augenbrauen, wenn das Gespräch zu soigniert wurde — und wie lustig war sein freundschaftliches Augenzwinkern zu ihr herüber, die er als Mitverschworene kannte!

Er brachte wirklich etwas vom Lärm und Rhythmus des Rennplatzes in den stillen Raum. „Ein Erlebnis, mein sehr verehrter Herr Reinhold. Famos, diese Raserei, dieser Wahnsinn der Menge. Muß es nicht bei den alten Griechen so ähnlich gewesen sein?“

Reinhold zog die Stirn kraus. Er verwies: „Das Wesentliche der Antike wurde in der Stille geboren — wie zu allen Zeiten.“

Als sich der Persenvorhang der Türe hinter ihm geglättet hatte, flüsterte Büllingshoven mit unglücklichem Gesicht: „Ich habe wohl wieder ins Fettnäpfchen getreten, wie?“

Tutta ließ sich lachend im Sessel nieder. „Selbstverständlich. Aber begreifen Sie nicht, daß das hier Ihre Aufgabe ist?“

„O weh! Das verspricht nicht allzuviel für meine Zukunft.“ Er setzte sich ihr gegenüber. „Solche Leute pflegen nicht auf die Dauer beliebt zu sein.“

„Auf alle Fälle sind Sie mein Freund, solange Sie so bleiben.“

„Das genügt mir, Fräulein Tutta.“

Sie wurde plötzlich ernst. „Ist es nicht entsetzlich, daß ich Tutta heiße? Wie darf man einem Menschen einen Namen für sein ganzes Leben mitgeben? Und gibt es so etwas wie „Tutta“ denn überhaupt?“

„Es gibt schon Entsetzlicheres, verlassen Sie sich darauf. Und übrigens hat es im Mittelalter ja diesen Namen gegeben.“

„Im Mittelalter“, wiederholte sie achselzuckend. Sie blickte an ihrer sportgestählten Gestalt herunter, an dem kurzen Rock, der das halbe Anie freilegte, an ihren schlanken, nervigen Beinen. „Was habe ich mit dem Mittelalter zu tun? Hätte man mich nicht verbrannt, wenn ich so über den Ratsplatz gelaufen wäre?“

„Bestimmt. Aber das konnte Ihr Herr Vater bei Ihrer Geburt unmöglich voraussehen. Denn, so jung Sie auch sind, — bei Ihrer Geburt war die Frau doch noch nicht gar soweit vom Mittelalter entfernt.“

„Also, Sie machen auch in Kulturgeschichte! Rauchen Sie lieber eine von meinen Zigaretten. Ich rauche

Abigens nur in meines Vaters Abwesenheit. Da. Und nun seien Sie nicht galant. Jeder zündet sich selber an."

Eine Weile rauchten sie schweigend. „Seien Sie froh“, begann Büllingshoven, „daß Sie nicht Elisabeth getauft sind. Einer meiner Vorfahren war so benannt."

„Natürlich, und Sybille, Kunigunde, Barbara, Ursula und was es sonst noch in fettfleckigen Pergamentschmölkern gibt ... Daß sich der Standesbeamte nicht gestraußt hat!"

„In unserem geliebten Rußland kann man jetzt Lenina und Trozkina genannt werden. Im übrigen ist es wohl richtiger, einen alten Namen mit neuem Leben zu füllen als darüber zu weinen, wie?"

„Ich weine ja auch nicht. Aber wenn ich im Sportdress im Motorkarren über den Kurfürstendamm knattere und dann plötzlich daran denke, daß ich Jutta heiße, könnte ich umschmeißen."

„Nicht gar so jugenhaft", mahnte er.

„Verliere ich an edler Weiblichkeit?", höhnte Jutta.

„Vielleicht. Auf alle Fälle wäre es schade. Sie sind der Jutta allerlei Weiblichkeit schuldig — und anderen auch."

„Wem?", fragte sie kampflustig.

Er rauchte einige Züge, ehe er antwortete: „Das werden Sie wohl wissen ..."

Verwundert empfand sie, daß die Plauderei jählings ein ernster Unterton unterbrach. Warum? Was war mit ihrem alten Freund? Hatte seine Stimme nicht gezittert? Und was bedeuteten diese suchenden, unruhigen Augen?

Sie fühlte sich verwirrt und unsicher. Draußen klingelte es. Sie hörte Stimmengemurmel, das wieder ent schwand. Der Diener hatte also ihrer Weisung gemäß die gelehrten Herren gleich in die inneren Räume zu ihrem Vater geführt.

Büllingshoven, der ihren Gedanken gefolgt zu sein schien, sagte: „Sie wollen nicht im Mittelalter leben und Ihr Vater nicht in der heutigen Zeit. In welcher lebt er eigentlich?" Und, als sie nur mit einem leichten Achselzucken antwortete, lehte er hinzu: „Ich begreife eins nicht: wie Ihr Vater in dieser Zeit sein Vermögen retten konnte — in dieser Zeit!"

Baron Büllingshoven konnte schon darüber verwundert sein: er und die Seinen hatten alles verloren. Ihre Güter bei Riga waren längst aufgeteilt, ehe sie der große Sturm über die deutsche Reichsgrenze wehte. Jetzt biß er sich tapfer und mühsam durch, und sein einziger Trost war der Anblick der in der großen Inflation zerstückelten Vermögen anderer gewesen. Aber das war nur ein schwacher Trost.

„Mein Vater hat es gar nicht gerettet. Weiß ist doch sein Finanzberater. Sie sind seit zwanzig Jahren befreundet."

Er dachte an das Gespräch, das er auf der Herzfahrt mit dem Bankier geführt hatte, und lächelte flüchtig. Aber dann sagte er ernst: „Wenn Ihr Vater eine so ganz anders gewachsene Natur wie Weiß so lange halten kann, muß mehr Kraft in ihm sein, als wir ahnen."

Jutta sah ihn überrascht an. „Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Sie sind sehr geschickt, mein Freund."

„Danke", quittierte er lachend, „ich habe so meine lichten Momente."

„Vielleicht haben sich beide zu gut ergänzt. So was hält doch auch zusammen?"

„Ja. Aber wohl mehr in der Ehe, soviel ich davon verstehe."

Unwillkürlich blickte Jutta nach dem Porträt ihrer Mutter, die sie nie gekannt. Das kleine ovale Pastellbild hing im Halbdunkel der Nische. Vielleicht war es ein Symbol und Mutter hatte auch in der Ehe immer im Halbdunkel gestanden. Aber sie wollte ins Licht ... Sie wollte ans Licht ...

Die Stimmen neuer Gäste hallten herüber. „Das ist der Mann mit der Maya-Kultur", sagte Jutta wie für sich.

„Hat Ihr Herr Vater als Sammler und Wissen-

schaftler eine Spezialität? Ich bin nie dahinter gekommen."

„Kein kluger Mensch hat eine Spezialität", antwortete sie bestimmt. „Die Welt ist doch viel zu vielseitig."

„Und der Mensch auch. Amen."

„Das ist er auch", beharrte sie. „Keiner kennt den anderen. Ahnen Sie denn, wie vielseitig ich zum Exempel bin?"

Büllingshoven schmunzelte. Die kleine Jutta kam sich wohl höllisch interessant vor? „Natürlich", sagte er so ernsthaft wie möglich.

„Kunstgehilfin und Sportlerin! Machen Sie nicht auch in Trohnau beim Polo mit?"

„Ach, das ist doch unwesentlich. Das liegt an der Oberfläche. Schade, daß die Männer an uns immer nur die Oberfläche sehen!"

Nun lachte er doch. „Na, Freundin Jutta, wenn die Oberfläche so hübsch ist wie bei Ihnen —"

„Pui. Galanterien! Und ich habe es doch so streng verboten." Sie fuhr sich über die Wangen, als könne sie so das dumme Erröten abwischen. Und dann sagte sie unvermittelt: „Wenn man existieren will, muß man zwei Leben haben."

„Zwei Leben?", wiederholte er fast erschreckt. „Ja, ein Mann könnte das wohl. Aber eine Frau?"

„Ist sie denn ein so besonderes Wesen?"

„Ich hoffe und bitte darum."

(Fortsetzung folgt.)

Ostern allüberall.

Von E. Richter.

So viele Völker, so viele Sitten. Dieser Satz bewahrt sich auch betreffs der Osterfeiertage. Ostern wird zwar in der ganzen christlichen Welt gefeiert, aber überall, in jedem Lande anders. Ja sogar selbst in den einzelnen Ländern gibt es Abweichungen und natürlich auch eine ganze Reihe merkwürdiger Gebräuche, die vielleicht einst einen symbolischen Sinn hatten. Dieser symbolische Sinn ging jedoch schon längst verloren, aber die Sitten ist noch immer lebendig. Lassen wir also diese verschiedenen Gebräuche gleichsam Revue passieren.

Vor allererst betrachten wir die deutschen Gebräuche. Eine sehr liebliche Sitte gibt es in Schlesien, der sogenannte „Sommersonntag". Er soll angeblich aus der Wendenzzeit stammen. Diese Sitten ist besonders für die Kinder angenehm. Einen Sonntag vor Ostern bekommen sie einen mit verschiedenen Bändern und allerlei Flitterfram behängten Zweig in die Hand gedrückt. Mit diesem Zweig ausgerüstet ziehen sie dann von Haus zu Haus und erhalten überall verschiedene Näscherlein. Während des Umzuges singen sie kleine Lieder wie zum Beispiel:

„Die Frau, die geht im Hause rum,
Sie hat eine schöne Schürze um,
Mit einem blauen Band.
Sie ist die Schönste im Land."

Diese Sitten des Beschenkens wird übrigens auch in Ungarn, sowohl im Dorfe als auch in Budapest ausgeübt. Dort heißt es „Begießen" und findet am zweiten Osterfeiertage statt. Die männliche Jugend besucht an diesem Tage alle bekannten Familien, „Begießt" dort aus einer Flasche Parfüm oder kölnisch Wasser die jungen Mädchen und bekommt dafür Oster Eier, Schokoladen, Osterbäken und dergleichen Dinge mehr.

Am vierten Sonntag vor Ostern gibt es in vielen Gegenden Deutschlands und des früheren Österreichs, besonders in Böhmen, Mähren und Schlesien einen merkwürdigen Brauch: Das „Todaustragen" oder auch „Todbegraben". Zu diesem Zwecke wird aus Stroh und Lumpen eine Puppe hergestellt, ein Mann oder eine Frau. Diese Puppe wird nun nach dem Gottesdienst durch die Straßen geschleift, verprügelt, und dann entweder ins Wasser geworfen oder auf einem Felde, das einer anderen Gemeinde gehört, verbrannt. Dieser Gebrauch stammt aus uralten Zeiten.

Diesen Gebrauch kennt man auch in Deutsch-Böhmen. In Karlsbad ist man zum Beispiel überzeugt, daß der eine Teil solch einer Puppe, über einer Saaltür befestigt, der Gemeinde im kommenden Jahr Glück und Segen bringen wird. Man ist auch der Überzeugung, daß die Austragung

des Todes die Gemeinde vor allerlei Krankheiten schützen wird.

So in den deutschsprachigen Gebieten. Aber auch in anderen Ländern gibt es merkwürdige Gebräuche.

In Norwegen beginnt zum Beispiel das Osterfest schon am Gründonnerstag und dauert bis zum nächsten Dienstag. Dort gibt es also sozusagen sechs Feiertage. Und während dieser Zeit fahren die Massen in das Hochgebirge. Skilaufen ist die Parole, und jeder, der es sich leisten kann, feiert Ostern im Schnee. Die dänische Jugend schickt sich wieder als besondere Osterfreude sogenannte „Karrenbriefe“ zu. Diese Briefe bestehen aus ein paar Blumen und einem anonymen Gruß. Statt Namen werden sie mit einigen Punkten unterzeichnet, die nach irgend einem tabballistischen System angeordnet sind. Aus Zahl und Anordnungen der Punkte muß dann der Adressat erraten, wer der Absender ist. Während eines kleinen Flirtes sind diese Briefe besonders beliebt.

In Polen ist Ostern hauptsächlich dem Gaumen geweiht. Dies ist aber auch durchaus verständlich, denn Ostern bedeutet ja das ganze Ende der Fastenzeit, das in diesem Lande besonders streng eingehalten wird. Aber die Gaumenfreude artet nicht zu einer üppigen Schwelgerei aus, denn alle Gerichte, die an diesem Tage dargeboten werden, müssen am Ostermontag von Geistlichen geweiht werden. In Serbien finden wir auch ganz interessante Osterbräuche. Dort versammelt sich die ganze Familie im Wohnzimmer, und Salz, Brot und Wein werden auf den Tisch gesetzt. Nach Beendigung des Mahles wirft der Hausherr in eine jede Ecke des Zimmers eine Nuss und eine getrocknete Pflaume. Hierauf streut er Korn über den Tisch, und zugleich wird eine Schüssel mit in Honig gekochtem Brotgetreide — eine serbische Nationalspeise — auf den Tisch gebracht.

In vielen Gegenden von Rußland geht die Bevölkerung am Gründonnerstag in die Kirche, kauft sich dort eine Kerze und trägt sie dann mit äußerster Sorgfalt heim. Kommt die Kerze brennend in der Wohnung an, so bedeutet dies Glück. Löscht jedoch die Kerze frühzeitig aus, so herrscht tiefe Traurigkeit, denn so etwas ist der Vorbote eines Unglücks.

Natürlich hat auch Amerika sein Osterfest. Am Ostermontag gibt es in New York eine große Osterparade an der Fifth Avenue. Ursprünglich war dies die Gelegenheit, wo sich die oberen Vierhundert trafen. Hierbei wurde nämlich die neue Frühjahrsmode zum ersten Male gezeigt. Im Laufe der Jahre wurde aber aus dem Fest der Vierhundert das Fest der Viermillionen. Und heute bedeutet das Osterfest für alle Amerikaner die Pflicht, ein neues Kleid und ein Paar neue Schuhe zu kaufen.

Petersburger Osternacht.

Erinnerung an die Zarenzeit von Arno Messer.

Prüfenden Blickes schreitet der Schubengel Petersburger Häuser, der Dwornik (Hausnecht), der als Halbaskete gewohnt ist, mit Hundestreue Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch im Schafspelz das Haus zu bewachen, die bunte lustige Reihe der kleinen Laternen ab, die er auf einen Draht gezogen, der sich von einer Straßenlaterne zur anderen spannt, oder aber sich von einem Pfahl, der für diesen hohen Tag ins Pflaster gehohlet werden darf, zum andern hinzieht. Behäbig tut er dies am Mittag, einen Schattstiefel langsam vor den anderen ziehend, die vom Brennholz-Schleppen schwieligen Hände auf dem Rücken. Kleine Trupps, mit Kerzen in der Hand, ziehen an ihm vorüber.

Die Straßen werden leer. Die kleinen dunklen Trupps, durch ein paar bunte Kopftücher ehrwürdiger Bäuerinnen belebt, verschwinden in den seit Stunden geöffneten Gotteshäusern. Zahlreich und geräumig sind die Kirchen und fassen viel Volk.

Das große Petersburg wird öde. Graublauer Dunst beherrscht nur noch das Straßenbild. Dieser Petersburger Dunst des Nachmittags! Das ist ein hauchiges Pastell voll satterster Wehmut. Und erst gar am Newakai! Dort verblutet die Sonne in den Scheiben des Winterpalais, dort schimmert das Gold der Kathedrale und der Turmadel der Festung weich vorüber, um im Wasser zu flüssigem Goldtonas zu werden. Dort steigt das sanft eleaische Wolgalied eines Schiffers zu den Weisen einer Ziehharmonika aus einer Barke und raucht über die schwere granitene Newaeinfassung, die ein niedriges Gemäuer ist, — oder aber es sind die Laute einer flott gespielten Balalaika. Alles, alles das in ganz sarte Dunstschleier getaucht, die eine süß-grausame Melancholie auslösen, Dunst, Klageklänge eines unfreien Volkes, schrille Pfiffe kleiner Dampfer, phantastische, sinnlich weiche, leicht verschwimmende Häuserkonturen, — das ist Petersburg im Bereiche seines Flusses.

Blöd sitzt eine ägyptische Granitsphinx dicht am Wasser vor der Akademie der Künste der andern gegenüber, eine Treitertreppe — für Handelsherren gedacht — zwischen sich lassend. Die hellgrauen Taubenschwärme, die diese importierten, — scheinbar über Rußlands Zukunft sinnenden — Vögel —, Halbmenschenwesen tagsüber so lebhaft umirren und umflattern, als wollten sie die bilderreichen Schriftzeichen ihrer Sockel entziffern, haben sich jetzt zurückgezogen, vornehmlich unter die Dachfirste staatlicher Gebäude.

Entvölkert ist die schwimmende hölzerne Palaisbrücke, entvölkert ist die lakenbudlige Nikolaibrücke, entvölkert all die andern. Einsam steht der schwarzuniformierte, weiß behandschuhte Schutzmann mit seinen hellroten Schnüren und seinem weißen Stab.

Ruhig atmet die schwerblütige Newa in ihrer russischen Breitspurigkeit, die noch vor Tagen auf ihrer kühlen, dunklen

275 Zentner schwere Oster-Glocke.



Seit mehr als 400 Jahren bildet die berühmte „Gloriosa“ im Dom zu Erfurt eine der Hauptsehenswürdigkeiten der 1200jährigen Luther-, Blumen- und Domstadt. Mit ihren 275 Zentnern ist sie neben der Kölner Domglocke die größte deutsche Glode. Das Läuten erfolgt nur am Vorabend vor großen Festen und am Festtagsmorgen selbst. Ihr eherner Klang dringt weit über die Stadt mit ihren trauten alten Winkeln und in die Berge des nahen Thüringer Waldes.

Blut schneebedeckte Eisschollen trug, die wie ein endloser Zug weißer Schwäne war. Und jetzt? Ein leises Ahnen von hellen Nordnächten, die wonnetrunken machen, acht durch diesen langen, hellen Nachmittags. Einsam hebt sich das Baumkronengeäder der wenigen Gärten vom langsam ins Violette und Samtne übergehenden Himmel ab.

Die Stillsonnabendnachmittagsglocken setzen ein. Jede Kirche läutet mehrere Glocken zu gleicher Zeit. Diese russischen Glocken! Wer die nicht gehört, weiß nicht, wie wunderbar Glockenstimmen durcheinander schaukelnd singen und klingen können, tragen und heben. Die ganze Stadt ist auf einmal ein einziger Glockengewoge, ein Glockenmeer, die Häuser nur noch Staffage. Und nun dröhnt auch die mächtige, dumpfe, bastiefe Glode der Jaaks-Kathedrale, dieses Kolossaltempels, dieser reichsten Kirche der Welt. Sie dröhnt und ergelt, sodass alles mitwirbelt. Wie Grillengestirp nimmt sich alles andere Geläut neben ihr aus; neben ihr, die wie eine eherner Stimme vom jüngsten Gericht ist, die bis in die Erde hineinbebt. Rufen, Klagen, Schwermut, Todesernst — alles vereinigt sich in ihr. Ihr urgewaltiges Dröhnen macht unseren Körper mitbeben.

Mit diesem Bah, in reichen, goldenen, silbernen und violetten Ornaten waltet die allerhöchste Geistlichkeit ihres Amtes.

Den Hauptandrang hat die Jaaks-Kathedrale, dieser schwere, pompöse Granitkolos. Hundert Equipagen und Droschken umringen ihn, der von einem enormen Platz umgeben ist.

Andächtig lauscht ein firenalläubiges Volk den kirchlichen Darbietungen. Die Hand zum Kreuzschlagen kann es nicht heben, so festgeballt ist's in der Kirche eingewängt. Start vertreten ist hier die Jungmännerwelt, die sich's nicht nehmen läßt, im pressenden Gewühl ihre Damen vor Erstichung zu schützen.

Kurz vor Mitternacht wird man ein paar Gestalten mit Fadeln auf dem Dach des quadratischen Riesenbaues gewahren, die sich enormen Opferschalen nähern, die sie in Brand setzen.

Da! Ein Salutdonner, von der Peter-Pauls-Festung her, zerreißt die Luft. Die Trauer hat ein Ende! Der Heiland ist erstanden! Und nun gerät genau um Mitternacht das ganze Glodenbeer der Riesenstadt in freudigsten Aufruhr. Die Domglocke setzt ein. Sie donnert grausig-schön, der Boden zittert, kalte Schauer überrieseln einen. Alles ist jetzt ein einziger könender Freudenrausch. Die ganze Stadt schwingt und singt und jauchzt. Der Boden schüttelt, aus den Gloden strömt entseßte Erlösungsfreude. Ein ebener Tonschwall das Ganze. Ein Glodengewitter!

Und alles bebt und alles muß sich beugen, alle Häupter sind entblößt.

Während nun der Atem rascher geht, das Herz rast, teilen sich die ebernen schweren Kirchentore, hohe bunte Fahnen schwanen heran, den leeren goldenen Sarg Christi in der Mitte, entleitet die höchste Geistlichkeit in gleisendem Gold und Silber unter getragenem Gesang der Kirche. Überall wildestes, dreimaliges Kreuzschlagen. Rund um die Kathedrale bewegt sich die heilige Prozession. Der leere Sarg soll dem ganzen Volk vor Augen geführt werden. Auf allen Gesichtern tanzen Feuerreflexe der mächtigen Flammen, die den Opferschalen entwachsen. Wie aus Himmelsblumen schüttet aus den Glodenkelchen vieltausendstimmiger Tonregen über alles herab. Unter tiefem Gesang verschwindet der Sarg wieder im dunklen Kirchentor, aus dem er herausgetragen. Die Gloden geben her, was sie hergeben können; die ganze Luft ist durchflutet von Metalltonwellen.

Nun öffnen sich abermals die Tore, um einen schwarzen Menschenstrom aussugießen.

Pferde stampfen, Scharren, wiehern, Kutscher schreien dienstfertig durcheinander. Zur Rechten und zur Linken lüften Herren den Hut und teilen den dreimaligen Osterkuß aus. Es knallt nur so von Küßen. Es ist ein allgemeiner großzügiger Veröhnungsakt.

Und weiter gehts. Ein Meer von Köpfen wagt.

Bunt illuminiert sind die Newauer, sodas buntes Lichtgewürm sich auf ihren Wasserfallen kräuselt, ihre Schiffe sind blendend weiß illuminiert, also das sie sich feenbait vom Nachthimmel abheben, und über allem funkelt die wundbare Illumination: irrlichternde Geisterfunken des Höchsten.

Vornehm ladierte Speichen rotieren, schlante Kokettelein greifen gesiert und nervös aus, hohl klingt die Holzplakierung, Kutscher schreien sich heißer. Schwarze Ströme ergießen sich in die leeren Stadtdäner. Überall hört man: „Christos mostrek!“ (Christus ist erstanden!) Ein seltsamer, ungewohnter Anblick, so viel Nüchternheit beisammen. Nichts wackelt, nichts torkelt, nichts fällt. Es ist der einzige alkoholfreie Tag in Rußland.

Die Osterreise.

Seiterte Erzählung von Rolf Römer.

„Ich kann nicht verstehen, daß man in unserer modernen Zeit noch Gefängnisse hat!“ sagte Frau Sommerbühler, die an den behaglichen Plauderabenden bei Doktor Apfelbed ein lebhafter Gast war. „Können Sie diese Art von Einrichtungen für erfolgreich halten?“

„Wer einmal einer solchen Seanzung teilhaftig geworden ist, wird sie nicht schmähen mögen,“ erwiderte der Doktor und hatte ein heimliches Schmunkeln dabei im Gehege seiner Kränkenfüßchen.

„Sie —?“

„Ja, ich habe gesehen!“ gestand der Hausherr. „Das sollte man meiner wohlstandigen Bürgerlichkeit gar nicht antzauen, gelt?“

„Aber Gerhard, du bringst uns um Ruf und Ansehen!“ warf ihm seine gastfrohe Apfelbedin vor. „Man könnte glauben, du bist ein Schwerverbrecher!“

„Kleine Studentenlünden nehmen manchmal einen ernststen Ausgang!“ erklärte Walter Sommerbühler verständnisvoll, „das dürfen Sie nicht so tragisch nehmen, gnädige Frau!“

„Er war aber kein Student mehr!“ beschuldigte die Hausfrau, den Spaß weiterführend, ihren Gatten. „Sogar getraut waren wir schon!“

„Und wenn mans genau nimmt, haben wir uns in der Zelle erst richtig gefunden!“ übertrumpfte sie der Doktor. „Sie hat nämlich mit gebrummt! Vielleicht hat sie's da erst gelernt!“

„Du bist unterschämt, Gerhard. Die Schuld lag bei dir!“ „Ich habe damals schon in Bosen aussteigen wollen. Stimmt's?“

„Gewiß! Aber das hatte einen andern Grund. Wir waren nämlich auf der Hochzeitsreise!“ begann die Gastgeberin zu berichten. „Ausgerechnet Osterfesttag!“

„Ein Sauwetter in München!“ warf der Doktor dazwischen. „Und wir gondelten natürlich nach dem Süden!“

„Der Gardasee war unser erstes Ziel. Schon als kleines Mädel hatte ich mir die Reise gewünscht und mein Vater ermöglichte sie uns als Brautgeschenk!“

„Wir kamen natürlich zum letzten Zug in Mori an, wurden mit einer Unmenge Reisegenossen in die Kleinbahn geschickt und landeten bei Dunkelwerden glücklich in Riva!“ fuhr der Doktor fort. „Und bei dem Bettrennen um die letzten Fremdenbetten gingen andere als Sieger hervor. Uns bot man im Hotel del Sole noch, sehr entgegenkommend, das Billard an, aber das wollte sie natürlich nicht. Also vilgerten wir auf der weißtaubigen Straße gegen Torbole. Grand Hotel: besetzt! Du Lac: besetzt! Sevilla: besetzt! Und wie wir reumütig das Billard beziehen wollten, war nicht einmal mehr der Hotelomnibus zu haben.“

„Das ist eine schöne Pleite in der Hochzeitsnacht!“ lachten die Gäste.

„Also: letzte Möglichkeit, Privatquartier!“ dachte ich. „Und so mit meinem Weiberl, das schon mächtig den Kopf hängen ließ, zur Polizeistube.“

„Nix zu machen!“ schüttelte der Wachhabende aber den Kopf. „Alles ausgestopft!“ Da verlor sie natürlich die Fassung, sank auf einen Stuhl und schluchzte:

„Unsre Hochzeitsreise fängt schön an!“

„Jetzt schneidest du auf!“

„Wort für Wort lautere Wahrheit!“ beschwor der Doktor. „Na, und wie der Mann des Gesetzes sah, daß wir ein Hochzeitspärrchen waren, spürte er ein menschliches Rühren und sagte:

„Eine Unterkunft wühte ich schließlich noch, nur —“

„Geld spielt keine Rolle!“ fing ich natürlich an zu bieten, aber um das handelte es sich gar nicht!

„Nur müßten sie was ausgefressen haben!“

„Im Gefängnis etwa?“ entsetzte sich meine Frau natürlich anfänglich.

„Die Bürgerzelle ist zufällig frei und sie ist wirklich ganz komfortabel!“ empfahl der Beamte eifrig. „Aber Sie können sie ja erst einmal ansehen!“

„Angenommen!“ schloß ich jedoch, ohne Besinnen, den Handel ab. „Und was muß ich für Delikte begeben? Soll ich Sie umbringen, oder genügt es, wenn ich Ihnen die Uhr stehle?“

„Schimpfens hast ein bißel!“ war der aber genügsam.

„Du hingegen nicht! Wenigstens hast du das Schimpfen ausgiebig besorgt!“ erinnerte sich die Apfelbedin vergnügt.

„Fünzig Prozent auf dein Konto selbstverständlich. Und dann wanderten wir selbänder in die Bürgerzelle.“

„Gefesselt hoffentlich?“ erkundigte sich Walter Sommerbühler.

„Mit den Rosenketten der Liebe!“ spöttelte der Erzähler.

„Und erst wie die Osterzelle schon ziemlich lange über den Altissimo geklettert war und durch die eisernen Gardinen Gitter auf den Boden malte, haben wir das gastliche Hotel „Zum schwarzen Adler“ dankbar wieder verlassen. Riva war damals nämlich noch auf österreichisch.“

„Aber ob du durch diese Dast gerade gebessert worden bist —“ stichelte die Doktorin.

„Gefesselt auf alle Fälle. Wenigstens bleibe ich zu Ostern seitdem zu Hause!“

Herdunken.

Neue Sprüche von Frieda Schanz.

Manche Seele ist allein geblieben
Mit dem reichen Quell, der in ihr fließt,
Ist ein Brief, voll Innigkeit geschrieben,
Den kein Auge liest.

*

Herzen sollten sich zusammengeben,
Die einander stärken und beleben,
Die einander ihre Schwächen nehmen,
Niemals Herzen, die einander lähmen.